Frankfurter Illustrierte

9. April 1960 Nr. 15 50 Pf · S 4.-
Vertriebskennzeichen D 2969 C · 48. Jahrgang



Frankfurter Illustrierte

Nr. 15 vom 9. April 1960

Lieber Leser!

Der Fall Finch liest sich wie ein düsterer Kriminalroman von James M. Cain. Der Schauplatz wiederum, auf dem sich das Verbrechen zugetragen hat — wenn es ein Verbrechen war — erinnert an die Szenerien, die der Erfinder des Pater Brown, Gilbert Keith Chesterton, in seinen Geschichten bevorzugt: ein nächtlicher Garten mit Teich, Garage und flackernden Lichtern. Der Teufel im Menschen treibt in solchen Gärten sein Unwesen.

Dem Arzt Dr. Finch wird vorgeworfen, er habe zusammen, zumindest unter Mitwisserschaft seiner Sprechstundenhilfe, die seine Geliebte war, die Gattin ermordet. Ein Koffer war beschlagnahmt worden, angefüllt mit Dingen, die sich zum Morden eignen, einem Strick unter anderem, Injektionsspritzen. Die Frau war durch einen Schuß in den Rücken getötet worden.

Dr. Finch und seine Mitangeklagte bestreiten die Schuld. Es habe sich, so erklären sie, im Handgemenge ein Schuß aus der Pistole gelöst, mit der die eifersüchtige Ehefrau auf den Gatten eingedrungen sei.

Der Gerichtshof — das ist das Sensationelle an dem Fall — hat sich nach fünf vergeblichen Abstimmungen aufgelöst; zwei der Geschworenen konnten ihrem Gewissen keinen Schuldspruch abringen.

In Deutschland weiß man spätestens seit dem Film „Die zwölf Geschworenen", daß im amerikanischen Gerichtsverfahren allein die Geschworenen entscheiden und daß ihr Urteil einstimmig sein muß. Man erinnert sich des faszinierenden Kampfes, den der von Henry Fonda verkörperte Hauptdarsteller führt, um die anderen elf von ihrer ursprünglichen Absicht eines Schuldspruchs abzubringen.

In Los Angeles haben zwei Geschworene, die Postangestellten Dolores Jaimez und Eddie Lindsay, den Dr. Finch und seine Geliebte Carole Tregoff vorerst vor der Gaskammer bewahrt.

In Deutschland wären die Angeklagten nicht zu retten gewesen. Hierzulande entscheiden sechs Geschworene und drei Berufsrichter, die gleiches Stimmrecht haben, mit Zweidrittelmehrheit; sie bestimmen auch gemeinsam das Strafmaß.

Es wird immer umstritten bleiben, welches Verfahren besser ist. Im Chessman-Prozeß war es übrigens schneller gegangen. Mit der Geschwindigkeit eines Fallbeils hatten die Geschworenen, elf Frauen (!) und ein Mann, das Urteil gesprochen, um dessen Vollzug nun seit elf Jahren gekämpft wird. Das sind die zwei Seiten der amerikanischen Prozeß-Prozedur.

Ihre Redaktion

Liebe Frankfurter Illustrierte

Die Redaktion behält sich bei Zuschriften, die in dieser Rubrik veröffentlicht werden, das Recht der Kürzung vor.

Warum nur Mainz?

Zu unserer Reportage in Nr. 9/1960

Als Kölnerin muß ich dagegen protestieren, daß Sie dem „Määnzer" und nicht dem rheinischen Karneval so viel Raum gewidmet haben. Waren Sie denn schon mal in Köln? Haben Sie mitgeschunkelt und mitgesungen? Erst dann können Sie ermessen, wie tief unser Karneval ans Herz greift. In Määnz dagegen werden scharfe politische Witze verzapft und das Gemüt kommt zu kurz.

Ella Rinkel, Köln

Die Frankfurter Illustrierte nimmt sich die benachbarte Hochburg des Karnevals, nämlich Mainz; die rheinischen Illustrierten Köln und die süddeutschen natürlich München. Die Redaktion

Rundfinck-Kommentare

Zu unserer Reportage in Nr. 9/1960

Dem Kabarettisten Werner Finck in ihrer Faschingsausgabe zu begegnen— das hat mir große Freude gemacht. Geschmerzt hat es mich allerdings, daß dieser gescheite und witzige Kopf sozusagen Rundfunk-Verbot hat. Ich meine, Bonn sollte das Risiko wagen, von Herrn Finck gelegentlich auf die Schippe genommen zu werden. So schwach ist unsere Demokratie nun auch wieder nicht, daß sie „Rundfinck-Kommentare" zu fürchten hätte!

Dr. Klaus Zeller, Berlin

Ein Vorbild

Zu unserem Bildbericht in Nr. 10/1960

Ich leide an meiner Gesundheit und es geht mir auch sonst nicht gut. Wenn ich aber sehe, wie Oskar-Vater Cefischer sich auch ohne Arme durchs Leben boxt und das Lachen nicht verloren hat, dann fasse ich neuen Mut. Dem frischgebackenen Sechzigjährigen herzlichste Glückwünsche und ein dickes Dankeschön!

Walter Hansen, Hamburg

Er wurde angeschossen

Zu unserem Algerien-Bericht in Heft 4 und 5/1960

Der Reporter Jack Hochscheid, der diesen Algerien-Bericht schrieb, war ja auch im Ort Monstaganem. Dort



hat sich kürzlich folgendes ereignet: Der stellvertretende Bürgermeister von M., Abdelkader Bendjerba, war einer der wenigen Moslems, die mit den Franzosen zusammenarbeiteten. Wenige Tage nach dem Besuch der deutschen Pressedelegation wurde er auf der Straße angeschossen und durch mehrere Pistolenschüsse schwer verletzt. Der oder die Täter konnten unbekannt entkommen. Bestimmt waren es Leute der FLN. So geht es hier den collaborateurs.

Erich Baum, z. Zt. Oran

Die Nashörner

Zu unserer Reportage in Nr. 11/1960

Ich habe die Frankfurter Aufführung der „Nashörner" auch gesehen, und über Ihre Bildreportage habe ich mich gefreut. Erschütternder als das Stück war für mich die Art, wie das Publikum reagierte. Was ich in der Pause so hörte und später beim Hinausgehen aus dem Theater, das war tief entmutigend. Trotz des vielen Beifalls schienen die meisten nicht verstanden zu haben, worauf Ionescu hinauswollte. Man amüsierte sich oder war ratlos. Nur erschüttert schien man nicht zu sein. Aber gerade darauf kommt es doch an.

Rosy Nagel, Bad Vilbel

Schokoladen-Richter

Zu unserer Bildreportage in Nr. 11/1960

Ich verstehe natürlich, wie sehr Ihnen Dr. Holzschuh am Herzen liegt und ich selber bewundere diesen Richter ja auch, aber manchmal frage ich mich doch, ob mit der heutigen Jugend nicht zuviel Theater gemacht wird. Der Anteil der Jugendlichen an den Straftaten ist, wie man annehmen darf, reichlich hoch. Wie soll das erst werden, wenn die Zeit der Hochbeschäftigung, die selbst Hilfsschülern heute bald nach ihrer Schulentlassung Wochenlöhne von 70, 80 Mark sichert, vorbei ist?

Theodor Spannfaden, Remscheid

Eine Affenschande

Zu unserem Bildbericht in Nr. 9/1960

Bitte keine Affen mehr! Zwei Seiten voller Schimpansen, das ist ein bißchen viel. Um diese armen Tiere fotogen zu machen, mußten sie erst mal dressiert werden. Dressur aber tut weh.

Erna Müller, z. Zt. Münster

Die großen Sprünge

Zu unserer Glosse in Nr. 11/1960

Ich möchte Ihnen darin beipflichten, daß es ein haarsträubendes Unrecht ist, wenn die Amateurverbände zulassen, daß junge Mädchen, die jahraus, jahrein in noblen Winterkurorten Eiskunstlauf trainieren (ob es ihnen Spaß macht, ist eine Sache für sich) auf gleicher Ebene bewertet werden wie andere, denen der elterliche Geldbeutel solche Sprünge — buchstäblich: Sprünge! — nicht erlaubt. Das wäre genauso, als ob man einen Autodidakten gegen einen auf der Universität ausgebildeten Spezialisten um eine wissenschaftliche Ehrung kämpfen ließe.

Walter Kaufmann, Brunnen (Schweiz)

Weißgewaschen

Hinter den Kulissen der Weltpolitik in Nr. 12/60

Daß Sie ausgerechnet dem Deutschenhasser Churchill bescheinigen wollen, er habe sich für die Ostdeutschen eingesetzt, deren Vertreibung er auf den Konferenzen von Teheran und Jalta befürwortete, wundert mich doch sehr. Da sieht man es mal wieder, wie in der Politik aus weiß schwarz gemacht wird und umgekehrt. Im übrigen finde ich Ihren Tatsachenbericht sehr interessant.

H. Pirschell, Berlin



Agatha Christies Stück „The Mousetrap" (Die Mausefalle) ist in London zum 3000. Male aufgeführt worden. Es wurde am 25. November 1952 auf den Spielplan gesetzt.

Laurence Olivier übernimmt die Hauptrolle in der englischen Erstaufführung von Ionescos „Die Nashörner". Das Stück, das mit großem Aufsehen in Deutschland bereits gespielt wird – wir berichteten in Nummer 11 vom 12. März 1960 hierüber – wird im Londoner Royal Court Theater, der Uraufführungsbühne der Stücke John Osbornes, herausgebracht.



Yves Montand ist der Partner Marylin Monroes in dem Film „Der Multimillionär" und nicht, wie ursprünglich gemeldet, Gregory Peck. Der französische Schauspieler Montand, der seit seinem sensationellen Erfolg in „Lohn der Angst" immer wieder große Rollen in französischen und italienischen Filmen spielte („Hexenjagd", „Die Helden sind müde", „Wo der heiße Wind weht"), beendete soeben eine erfolgreiche Ein-mann-Tournee durch die Vereinigten Staaten mit einem Programm französischer Chansons.

William Faulkners „Requiem für eine Nonne" wird in Hollywood verfilmt. Das gewagte Stück des Nobelpreisträgers wurde auf vielen europäischen Bühnen ein großer Erfolg. Hauptgestalten sind das farbige Mädchen Nancy und ihre weiße Herrin Temple, die in das gleiche Laster verstrickt sind. Die Negerin nimmt eine schwere Blutschuld auf sich, um die weiße Frau vor einem Rückfall in die Sünde zu bewahren und büßt für ihre Tat und die Schuld ihrer Herrin.



Ingrid Ernest, die die Hauptrolle in „Liebe, Luft und lauter Lügen" seinerzeit abgeben mußte, weil sie sich bei den Dreharbeiten in Afrika einen Knöchelbruch zuzog, erhielt die Titelrolle für den Film „Ingeborg", der nach dem Bühnenstück von Curt Goetz gedreht wird. Ihre Partner: Walter Giller als ihr Ehemann Ottokar, Dietmar Schönherr verkörpert die „romantische Jugendliebe", während Fita Benkhoff als Tante Ottilie und Rudolf Vogel als der Diener Konjunktiv auf der Leinwand erscheinen.

Ein Russe in Paris



Beinahe hätte de Gaulle vergeblich auf „Monsieur Crou-Crou" gewartet

Ein „Gorilla" bewachte Nikitas kostbares Leben

Lebte wie Gott in Frankreich



Ein teurer Gast war dieser Nikita Chruschtschow, sagen die Franzosen, in jeder Beziehung. Immerhin hat er dem französischen Steuerzahler rund sechs Millionen Neue Francs gekostet. Dabei kam seine große Schau trotz einem glanzvollen Aufgebot an Szenerie und Statisten bei den skeptischen Parisern doch nicht so an, wie es sich Chruschtschow vielleicht gedacht hatte. Im Gespräch mit französischen Frontkämpfern, Bild oben, auf Pressekonferenzen und auf dem Schlachtfeld von Verdun suchte er zwar aus der traditionellen französisch-russischen Freundschaft das Gespenst der deutschen Gefahr erneut zu beschwören, aber de Gaulle blickte abweisend und ostentativ zur Seite, sobald Nikita nach dem begrabenen deutsch-französischen Kriegsbeil zu scharren begann. Mehr Pluspunkte an Sympathie konnte wiederum Nina Petrowna, linkes Bild mit Madame de Gaulle, für sich buchen. Die Genossin, so meinten viele Franzosen mit einem bewundernden Blick auf ihre dezent-elegante Garderobe, unterscheide sich doch eigentlich gar nicht von einer „Kapitalistenfrau".

„Dieser Besuch ist manchmal mehr eine Gesellschaftskomödie als ein ernsthaftes politisches Ereignis", bemerkte ein französischer Diplomat in Paris zu seinem Nachbarn und fügte hinzu, „ich möchte nur wissen, was Monsieur Crou-Crou so über uns denkt."



Peinlich, daß sie immer wieder auf Ungarn kommen. Von Suez spricht doch auch kein Mensch mehr. Das ist typische kapitalistische Heuchelei. Ein Glück, daß die Sûreté wenigstens die gefährlichen Burschen nach Korsika in Zwangsurlaub geschickt hat. Diesen Reporter, den sie da gerade am Kragen haben, hätten sie auch gleich mitschicken sollen.





◀ **Na, endlich** mal ein bißchen Jubel. Das also sind die Genossen, lächle Nikita, wir werden sie noch brauchen! Mein Zwei-Meter-Nachbar blickt etwas pikiert. Keine Sorge, mon General, wir lassen sie nicht von der Kette, wenn du . . ., aber darüber sprechen wir noch. Stalin hätte de Gaulle 1944 in Moskau etwas freundlicher behandeln sollen. Ist ja wahnsinnig empfindlich, dieser Mann!





▶ **O lala**, ganz französisch, die Frau des Ministerpräsidenten. Hoffentlich haben die Fotografen meinen Blick nicht bemerkt, vor denen ist man ja nirgends sicher. Wie das knistert, wenn die Madame Debré über ihr Kleid streicht! Komisch: Wo ich auftauche, knistert es immer — in der Politik.



Reichlich dürftig, dieses Spalier. Scheinen nicht viel von mir wissen zu wollen, diese Pariser. Würde bei uns nicht vorkommen. Sollt mal sehen, wenn der Eisenhower nach Moskau kommt, wieviel Genossen da an der Straße stehen. Geradezu kümmerlich, diese paar Hoch-Rufe. Den Thorez werde ich mir mal vorknöpfen. Sie haben mir doch in Moskau erzählt, jeder vierte Franzose ist Kommunist. Daß ich nicht lache! A propos Lachen: Muß ja mal wieder lächeln.

Man wird alt. Die Grippe steckt mir doch noch in den Knochen. Diese Franzosen! Glaubten natürlich, es wäre eine politische Krankheit ... von wegen des Programms. Das hat mich übrigens auch geärgert; denke nicht daran, mich vor den algerischen Karren spannen zu lassen. Überhaupt ... diese hemdsärmeligen Amis, mit denen bin ich viel besser zurechtgekommen als mit diesen verbindlich lächelnden Franzosen. Ein wahres Glück, daß Nina wieder mitgekommen ist ... ihr Charme macht die Bourgois' alle weich. Mütterchen Rußland, du bist karascho!



Aus den Selbstgesprächen des Genossen Chruschtschow abgehört von ***

Warum sie Nina ausgerechnet Schlafanzüge vorgeführt haben? Über dieses eine Modell, wie hieß es doch noch? Baby ... richtig, Baby-Doll ist sie ja sehr empört gewesen. Was hat sie gesagt: „Typischer Fall von dekadent!" Bin auch ihrer Meinung, das ist nichts für unsere Mädchen.



Der Komondor aus Ungarland
zeigt soviel Wolle wie Verstand.
Es leuchtet darum leicht ihm ein:
Mein Herrchen muß ein Frauchen sein —
und noch dazu die Schönste gleich
im Kaiser- und im Königreich . . .



Die Dogge, die so grimmig blickt,
hat oft geknurrt und auch gezwickt:
Man kann's von Diplomaten lesen,
die schreiben über sie im Bösen!
Als „Reichshund" war das Tier bekannt
nicht nur im eignen Vaterland . . .



Von alter Rasse ist der Spitz,
dazu von Temperament und Witz.
Nur seine Stimme — das kann sein! —
dringt manchmal laut durch Mark und Bein.
Doch tut das seit der Altsteinzeit
nur recht nervösen Menschen leid . . .

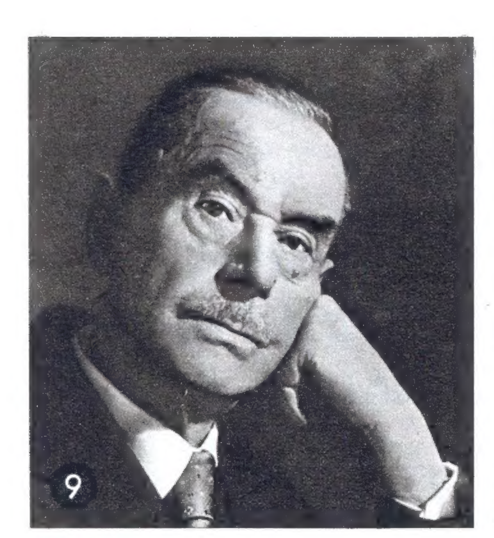
Herr und

Wer gehört zu wem?

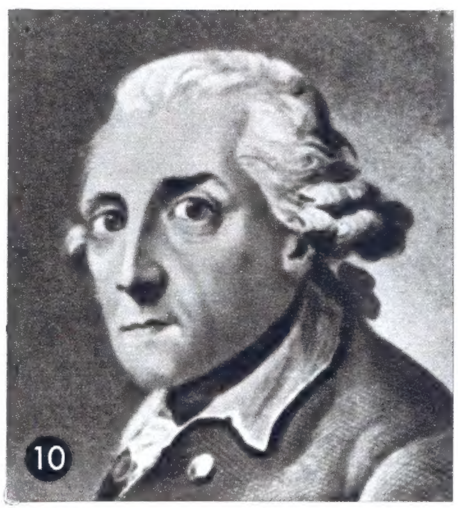
Auch in unserer Zeit, da man den Hunden eine sehr „ehrenvolle" Aufgabe zugedacht hat und sie in den Weltraum schickt, hat sich an der „altmodischen" Freundschaft zwischen Herr und Hund nichts geändert — ist er doch oft der beste Kamerad des Menschen. Das macht vielleicht besonders der Ausspruch eines großen Mannes deutlich, der wohl wußte, daß er sich auf die Freundschaft seines Hundes verlassen konnte: „Mit dem Hunde unterhalte ich mich gern — die Menschen sind mir oft zuwider!" Und daß Hunde sprechen können — und sei es nur mit den Augen —, wird jeder



Der Mops scheint heute unmodern
bei Damen ebenso wie Herrn. —
Wieso? Ein Hund mit Tradition
gehört grundsätzlich auf den Thron!
Der Mops jedoch, der hat das Kissen
mit dem Parkett vertauschen müssen . . .



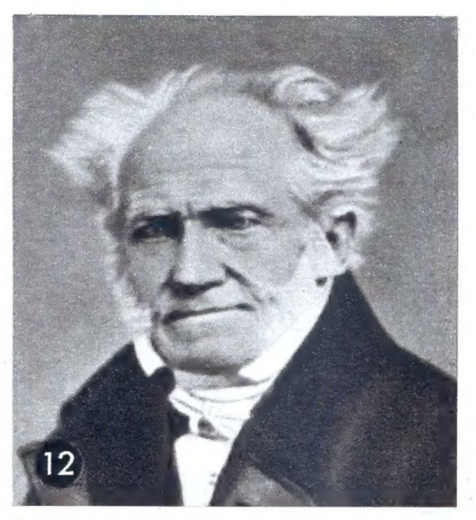
Als Mann? Ach nein, als Grandseigneur
kommt dieser „Herr mit Hund" daher. —
Ja, das hat Stil und Lebensart,
dezent mit Ironie gepaart.
Und, was den Herrn des Hund's belangt:
Durch Bücher ist er sehr bekannt . . .



Der Mensch, der viele Schlachten schlug
und schwer der Krone Lasten trug,
hielt von der Menschheit herzlich wenig —
und war trotzdem ein großer König!
In seinen seltnen guten Stunden
hielt er es um so mehr mit Hunden . . .



Ein König, stieg von seinem Thron
und reiste in die Welt davon —
natürlich keineswegs allein:
Cherchez la femme! Wer mag das sein?
Ein „herzoglicher Vagabund",
bekannt durch seine Frau und Hund . . .



Wer ist der Mann mit weißem Bart
von bullenbeißerischer Art?
Ein Philosoph, der sich die Welt
nicht eben rosenrot vorstellt —
ein Mensch, der pessimistisch denkt
und doch an seinem Hunde hängt . . .



Der Pudel ist sehr zart besaitet
zumal, wenn Herrchen mit ihm streitet;
er fühlt sich regelrecht schockiert,
wenn ihn der Mensch „Mensch!" tituliert.
Was also ist dies' Pudels Kern?
Die Menschenscheu des eignen Herrn . . .



Der Dackel ist ein Unikum:
Die Ohren lang, die Beine krumm,
ob Stirn gerunzelt, Schwanz bewegt,
ob melancholisch, ob erregt —
man hat den deutschen Dackeltyp
in allen Kinderstuben lieb . . .



Der Terrier ist ganz ohne Zweifel
ein liebenswerter Hundeteufel.
Sein Hundehirn versprüht halt Geist,
obwohl das „Vieh" Gefühl beweist.
Der Mensch weiß bei dem Terrier nie:
Was ist noch Ernst — was Ironie . . .

Hund

Vierbeiner von berühmten Leuten

Hundeliebhaber bestätigen. So haben sich auch berühmte Leute, heute noch lebende und solche, die bereits „Geschichte gemacht" haben, in ihrer Mußezeit gern mit ihrem vierbeinigen Freund beschäftigt. Mancher Hund ist so durch seinen Herrn berühmt geworden. Man sagt auch, daß der Mensch oft dem Hund ähnelt, den er sich zum Freund gewählt hat. Aber das ist wohl eine böswillige Behauptung neidischer Leute, die uns bei dieser Aufgabe hier, nämlich zu jedem Herrchen den richtigen Hund zu finden, kaum helfen wird. Die Auflösung dieser Rätselfrage finden Sie auf Seite 56.



„Biche" war der schöne Name
der königlichen Windspieldame.
So spielte sie mit Majestät
tagtäglich auch im tête-à-tête
und lebte als ein Hund dabei
in Sanssouci recht sorgenfrei . . .



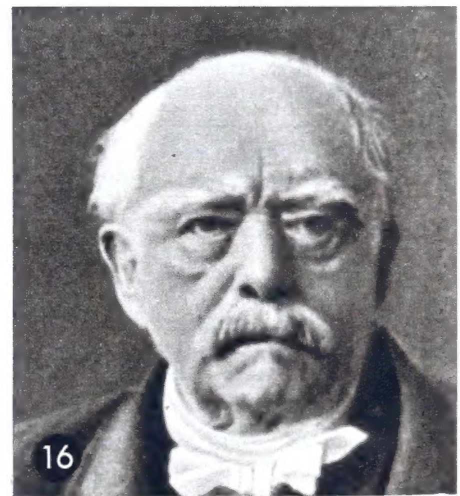
Die Sissy-Filme, jetzt schon drei,
verraten uns, wer dies wohl sei.
Die Dame — als gekröntes Haupt —
war nicht so glücklich, wie man glaubt;
doch steht historisch fest von ihr:
Sie liebte heiß ihr Hundetier . . .



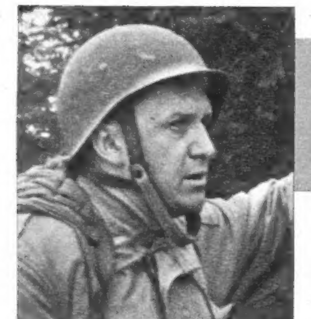
Wer ist denn das? Ein Mann - ein Wort!
Sogar den Teufel trieb er fort!
Und doch, bei aller Wortgewalt,
welch holzgeschnittne Kraftgestalt:
Er scheint die Ruhe selbst zu sein
und liebte sehr sein „Belferlein" . . .



Ein Kind — der ganze Stolz der Briten —
ist überall recht wohl gelitten,
weshalb, fern aller Politik,
die Deutsche Bundesrepublik
dem Prinzen einen Hund vermacht,
der mit dem Schwanze wedelnd lacht . . .



Als Kanzler schuf er einst das Reich —
ein starker Mann, dem Eisen gleich.
Doch hat er sich trotz dieser Art
im Grund ein weiches Herz bewahrt,
und auch sein „Thyras" war lammfromm,
wenn Herrchen rief: „Na, Alter, komm!"



Ein Kriegserfahrener des Jahrganges 1922 erlebt die Bundeswehr

Die Forderung des Verteidigungsministeriums, den Jahrgang 1922 wegen seiner Kriegserfahrung wieder in Uniform zu stecken, hat bei der Öffentlichkeit und besonders bei den Überlebenden dieses Jahrganges starke Diskussionen ausgelöst. Das Verteidigungsministerium steht auf dem Standpunkt, daß man auf die Kriegserfahrung dieser ehemaligen Soldaten nicht verzichten könne. Unser Redaktionsmitglied Lothar Müller, Jahrgang 22, hat diese Frage einmal genau untersucht. Als einfacher Soldat nahm Müller an dem Wintermanöver einer Fallschirmbrigade teil. Er sah, erlebte und verglich. Hier sein Bericht.

Der junge Oberleutnant grinste und schüttelte den Kopf, als ich mich bei ihm meldete: neu eingekleidet, hackenknallend, Hände an der Hosennaht. Wie einst im Mai.
„So zackig brauchen Sie sich bei uns nicht mehr zu benehmen ..." Ich hatte ganz bewußt meine alten Kommiß-Erfahrungen wieder ausgekramt und trug sie demonstrativ zur Schau. Ich wollte auffallen, damit der Unterschied zwischen Einst und Jetzt um so drastischer hervorträte. Und wie ich auffiel!


Nicht so zackig!

„Wo kommt der denn her?" feixten die jungen Rekruten, Gefreiten und Unteroffiziere der Kompanie, wenn ich beim Grüßen mein „Männchen" machte. Ich erklärte es ihnen. Und sie erklärten mir in langen, ausführlichen Gesprächen, wie der „Drill" heute bei ihnen aussieht.
Griffekloppen, Strammstehen, Schikanen und das berüchtigte „zur Minna machen" sind offiziell verboten. Ausnahmefälle, in denen Vorgesetzte versuchen, nach dem Vorbild von einst, die Soldaten zu schikanieren, werden streng bestraft.


Böhmische Dörfer ...

Eine körperliche Tortur ersten Ranges war das Manöver selbst. Den Soldaten wurde nichts geschenkt. Wir schliefen vier Nächte hintereinander nur auf LKW bei einer Temperatur von minus 5 Grad. Kaum hatte man ein Auge zugemacht, kam wieder Alarm. Also wieder 'raus aus der Ecke, in die man sich gerade einigermaßen zusammengerollt hatte, und ab in die neue Stellung. So ging es tagelang. Ich muß gestehen, daß ich nach der Übung fix und fertig war. Diese Strapazen und Anforderungen sind für einen Mann, der heute 37 Jahre alt ist, sehr schwer zu ertragen. Ich möchte bezweifeln, ob es meinen Kameraden vom Jahrgang 22 anders geht.

Aber das sind nur Äußerlichkeiten. Das Wesentliche ist bei den jungen Soldaten die Beherrschung der Waffe. Hier versagte meine so viel gepriesene Kriegserfahrung vollständig. Die modernen Schnellfeuergewehre und Maschinenpistolen, die neuen Funkgeräte mit ihren amerikanischen Aufschriften sind böhmische Dörfer für mich. Die jungen Rekruten beherrschen diese Waffen mit einer Sicherheit, die bewundernswert ist. Heutzutage wird bei der Bundeswehr wesentlich mehr Zeit für diese Dinge verwendet als früher.

Wie einst im Mai

Es ist alles ganz anders was die Soldaten der Bundeswehr heute lernen müssen. Da z. B. die Funkgeräte zum großen Teil aus England und Amerika stammen und der Funkverkehr innerhalb der Nato-Truppen in englischer Sprache abgehalten wird, gehört zum Funkunterricht auch Unterricht in Englisch. Für „alte" Soldaten ist es besonders schwierig, sich in der neuen taktischen Kampfweise der Truppe zurechtzufinden. Auch gibt es für die alten Waffen von einst modernere Vorschriften, die das erlernte Wissen von früher wertlos machen. Nehmen wir zum Beispiel das MG 42. Einst eine Drei-Mann-Waffe, heute jedoch gibt es neben dem Schützen eins nur noch einen Mann, der die Munition heranschleppt. Alle diese Dinge sind grundverschieden von den Ausbildungsvorschriften der alten Wehrmacht. Der

Lahmer Haufen?

Soldat von einst muß, selbst wenn er am Wolchow, in der Normandie oder in den Wüsten Afrikas gekämpft hat, vollständig umlernen. Die Bundeswehr ist nach dem modernsten Stand der Waffentechnik ausgerüstet und vielfach nach neuen Gesichtspunkten gegliedert. Das ist eine Notwendigkeit, da sie ein Teil der NATO ist und sich an die


32 Soldaten: zwanzigtausend Schuß in der Minute

vom NATO-Hauptquartier in Paris gegebenen Vorschriften halten muß. Der Soldat von einst kann sich in diesem neuen Gefüge schlecht oder gar nicht zurechtfinden. Außerdem sollte man nicht vergessen, daß viele der eingezogenen „22er" nur mit Widerwillen den grauen Rock anziehen und somit mehr oder weniger renitent sind.

Eine moderne Truppe. Die Bundeswehr, und das habe ich bei diesem Manöver gesehen, wird heute in vielen Dingen wesentlich stärkeren Belastungen ausgesetzt als früher, aber auch die härtesten psychischen Strapazen arten nie in Schikanen aus. Sie sind eine Rekonstruktion des Ernstfalles, und der Grund dieser Maßnahme wird jedem Soldaten klargemacht. Außerdem werden alle Teilnehmer des Manövers vom General bis zum jüngsten Rekruten denselben Bedingungen ausgesetzt.


Feldherrnhügel 1960


Kartoffelsupp, Kartoffelsupp . . .

Die Bundeswehr ist in einer Entwicklung, die man durch die Einberufung alter kriegsgedienter Jahrgänge nur hemmen kann. Die Kriegserfahrung von einst ist, und das geben maßgebende Offiziere offen zu, nicht mehr gefragt.

Heute ist die Beherrschung der modernen Waffen das A und O für den Soldaten. Das einzige, was mich an meine alte Wehrmachtszeit erinnerte, war der Essenempfang an der Feldküche; denn das gute alte Kochgeschirr Modell 1906, das meinen Vater durch den ersten Weltkrieg begleitete und das ich im zweiten Weltkrieg stets bei mir hatte, ist auch heute noch bei der Bundeswehr im Gebrauch.



Die Geisselbrüder von Karatschi

Totenehrung für Mohammeds heiligen Helden in Pakistans Hauptstadt



Auf nackte Rücken klatschen die Rutenstränge (Bild links). An ihren Enden sind scharfe Klingen befestigt, die sich ins Fleisch graben und rote Blutbahnen ziehen. An diesen öffentlichen Geißelungen inmitten der Sühneprozession nehmen vor allem junge Männer, aber auch viele Halbwüchsige teil. Sie alle wollen mit den Wunden, die sie sich selber schlagen, die todbringenden Streiche nachbilden, unter denen im Jahre 680 Al Hussein im Kampf gegen seine religiösen Widersacher fiel. Das Gegenstück zu den blutigen Striemen auf den Männerrücken bilden die Blumenkränze, mit denen der von weißem Tuch umhüllte Rücken des Pferdes geschmückt wird (oben), das das Streitroß des Märtyrerhelden symbolisiert und eine Nachbildung seines Grabmals trägt. Ruhig trabt es inmitten des Lärms. Nach diesem heiligen Prozessionsgang wird es keine andere Arbeit mehr verrichten, es sei denn noch einmal diese, falls es im nächsten Jahr dafür noch rüstig genug ist.



Tausende säumen den Prozessionsweg. Viele sind mit entblößtem Oberkörper und geißelschwingend aktiv beteiligt. Sie feiern das Heldentod-Gedächtnis Al Husseins, der ein großer Krieger des Propheten war. Nur die Herren der gehobenen Stände sucht man auf dem Foto vergebens. Sie machen den aus Schmerz und Lust gemischten Trubel nicht mit, sondern verbringen zwei Tage fastend in ihren Häusern. Dort kauen sie die mit Moschustinktur getränkte heilige Erde von Kerbela, wo am Rand der syrischen Wüste der gefeierte Märtyrer Mohammeds einst auf dem Schlachtfeld fiel.

Das „Tabut", eine Nachbildung des heiligen Grabes Husseins, ist nächtelang bei Lampenschein, profanen Blicken entzogen, gearbeitet worden. Jetzt, sobald die Sühneprozession ans Indus-Ufer gelangt ist, wird der mehr fromme als kunstvolle, mit Gold- und Silberpapier umkleidete Aufbau vom Rücken des Pferdes genommen. Die Gebetsrufe, die Schreie der Geißler verstummen. Durch die plötzlich eingetretene Stille tragen Männer und Kinder das heilige Sinnbild in den Fluß. Sobald das Wasser an Tiefe gewinnt, lassen sie Husseins Grabmal schwimmen und schauen verzückten Blickes seinem Versinken zu. Das Wasser ist für den Inder und auch für den indischen Mohammedaner ein Sinnbild der Reinigung. In ihm wird symbolisch das blutige Sterben Al Husseins ganz rein, zum Opfertod eines Heiligen.

Am Ende des Festes steht die Freude. Die Großen kühlen ihre blutigen Rücken im Strom, in dem Minuten vorher das Prozessions-Heiligtum versank, und die Kleinen planschen, wie in aller Welt, frohlockend ihre Wasserspiele. Wer aber geneigt ist die vorhergegangenen, leidenschaftlichen Bußübungen als religiöse Entartung zu verurteilen, sei daran erinnert, daß auch in unserem Abendland dergleichen einst als besonderer Ausdruck asketischer Frömmigkeit geübt wurde und sogar hoch im Kurs stand. Es bedurfte erst päpstlicher Weisung, um die öffentlichen Geißelungen der sogenannten „Geißelbrüder" allmählich einzuschränken und endlich zu verbieten. Im Orient geht die Zeit langsamer als in unseren Nordländern. Aber insgeheim stehen überall Schmerz und Lust nach wie vor ganz nahe nebeneinander.

„Unten stehen meine Mörder",

sagte zitternd der Sowjetdiplomat



Ein junger Chiffrierbeamter entlarvt den größten Spionagering in der westlichen Welt – Fassungslos erfährt die amerikanische Öffentlichkeit, daß sogar das Atomgeheimnis verraten worden ist.

Sie glauben, ermordet zu werden?" fragt der Feldwebel der kanadischen Luftwaffe Henry Miller seinen Wohnungsnachbarn Gusenko vom Appartement Nummer 4. „Haben Sie vielleicht Fieber oder sind Sie krank?"

Der junge sowjetische Chiffrierbeamte Igor Gusenko ist dem Weinen nahe. „Ich weiß, daß Sie mich für wahnsinnig halten müssen. Aber glauben Sie mir, es ist so, wie ich sage. Man will mich und meine Frau ermorden. Glauben Sie mir, bitte, glauben Sie mir!"

„Nun gut, wir werden ihr Kind über Nacht hier behalten", antwortet der Feldwebel und öffnet die Tür zur Balkonfront der Rückseite. Gusenko reißt ihn zurück. „Halten Sie sich an die Hauswand!" ruft er. „Ganz dicht an die Hauswand! Unten stehen meine Mörder!"

Der Feldwebel sieht hinunter, und wirklich, in der schmalen dunklen Gasse, die hinter dem Hause vorbeiführt, stehen zwei Männer. Sie blicken herauf und beobachten, was da vor sich geht.

Der Lärm hat auch die Frau vom Appartement Nummer 6 aufmerksam werden lassen. Sie tritt ebenfalls auf den Balkon hinaus, und der Feldwebel erzählt ihr, was sein Wohnungsnachbar befürchtet.

Die Frau von Nummer 6 ist resoluter.



Keine Gnade für Spione. Eine Schockwelle ging durch die amerikanische Öffentlichkeit, als immer neue Spionagefälle aufgedeckt wurden, die die Sowjetunion als den falschen Freund entlarvten. Der Verrat des Atom-Geheimnisses, den das Ehepaar Rosenberg auf dem elektrischen Stuhl sühnen mußte, zwang jedoch die USA zu einer entscheidenden Wendung ihrer Politik. Nicht alle Amerikaner sahen freilich in der Auslieferung des Atomgeheimnisses an die Sowjets ein so fluchwürdiges Verbrechen, das den Tod verdient. So kam es zu Demonstrationen (Bild links) gegen die Hinrichtung des Ehepaars Rosenberg.



Die Angst vor dem langen Arm der sowjetischen Geheimpolizei veranlaßte viele Zeugen in den Spionageprozessen gegen russische Agenten und westliche Wissenschaftler ihre Identität hinter einer weißen Maske zu verbergen. Und dennoch starben Belastungszeugen auf geheimnisvolle Weise. Sie begingen plötzlich Selbstmord oder stürzten sich aus dem Fenster. Die Sowjets scheuten auch vor offener Gewalt nicht zurück wie im Falle des Chiffrierbeamten Gusenko, der in der kanadischen Hauptstadt Ottawa die Freiheit wählte.

Verraten und verkauft



Keine Ahnung hatte der nationalsozialistische Kultusminister, Bernhard Rust, von der Bedeutung der Göttinger Universität, der Wissenschaftler angehörten, deren Namen später einmal beim Bau der Atombombe genannt werden sollten. Aber Rust sorgte dafür, daß diese Professoren von der Universität vertrieben wurden, weil sie jüdischen Glaubens waren oder aus ihrer Abneigung gegen den Nationalsozialismus kein Hehl machten. Die Wissenschaftler setzten ihre Arbeiten in Großbritannien und in den USA fort, und ihre Forschungsergebnisse trugen zum Sieg der Alliierten wesentlich mit bei.

„Bringen Sie das Kind mal zu mir", sagt sie. „Und Sie..." dabei zeigt sie auf den Feldwebel, „Sie gehen gleich zur Polizei und melden dort, daß hier jemand ermordet werden soll."

Die beiden Männer, unten auf der Straße, haben sich inzwischen in einen dunklen Winkel der schmalen Gasse zurückgezogen. Soviel Zeugen für ihre Absichten sind ihnen nicht angenehm. Gusenko schlüpft in seine Wohnung, holt Frau und Kind und gemeinsam mit ihnen läuft er in die Wohnung Nummer 6 hinüber.

Der Feldwebel zieht seinen Rock an, setzt sich aufs Rad und fährt zur nächsten Polizeiwache. Die Beamten vom Dienst hören sich die Geschichte an und lachen dann laut auf:

„Wir sind doch in Kanada und nicht in Mexiko!" rufen sie. „Wer soll denn dieses Märchen glauben?"

Schließlich versprechen die beiden Konstabler Walsh und MacCulloch, in ungefähr einer Viertelstunde in der Somersetstreet 511 vorbeizukommen. So eine kleine abendliche Fahrt im Streifenwagen ist eine angenehme Abwechslung.

Fast gleichzeitig mit dem Feldwebel treffen sie vor dem Hause ein. Sie bemerken auch die beiden verdächtigen Gestalten. Das sieht ja wirklich so aus, als ob an der phantastischen Geschichte irgend etwas stimmt. Aber die ganze Nacht hier Wache zu halten?

Mit der resoluten Mieterin des Appartements Nummer 6 verabreden sie daher, daß diese im Badezimmer das Licht brennen läßt. „Wenn sich etwas ereignen sollte, löschen Sie es einfach aus. Wir fahren mit unserem Streifenwagen jede halbe Stunde hier vorbei und sind dann alarmiert..."

Der 2. Sekretär der sowjetischen Botschaft in Ottawa, Vitalij Pawlow, ist sich darüber im klaren, daß ein gewaltsames Vorgehen gegen den gestern abend abgesprungenen Chiffrierbeamten eine Rückwirkung haben muß. Das widerspricht den strikten Anweisungen aus Moskau, unliebsames Aufsehen zu vermeiden.

Andererseits steht mehr auf dem Spiel als nur ein einfacher Verrat von Staatsgeheimnissen. Wenn es Gusenko gelingt, die aus dem Stahltresor der Botschaft entwendeten Dokumente den kanadischen Behörden zu übergeben, dann wird der sensationellste Spionagefall aller Zeiten offenbar werden.

Im Dunkeln schleichen sie die Treppe hoch

Diese Tatsache läßt Pawlow, der in Wirklichkeit der Leiter der für Kanada zuständigen Abteilung des GP-Apparates ist (Gosudarstwennaja Besopasnoss – Staatssicherheit), alle Bedenken beiseite schieben. Er muß unter allen Umständen versuchen, entweder die Dokumente zurückzubekommen, oder Gusenko mundtot zu machen.

Zusammen mit drei anderen Helfern verläßt Pawlow gegen 23 Uhr die sowjetische Botschaft in der Charlottenstraße. In der Somersetstraße angekommen, warten sie bis kurz vor Mitternacht. Dann erst verschaffen sie sich Eintritt in das Appartement-Haus 511, gehen zum ersten Stock hinauf und trommeln an der Tür Nummer 4.

Der Lärm, den sie verursachen, könnte Tote aufwecken. In den anderen Appartements im Erdgeschoß und im zweiten Stock beginnt man zu schimpfen. Der Feldwebel von Nummer 5, der bisher immer noch nicht recht überzeugt gewesen ist, erhebt sich von seinem Lager. Im Schlafanzug öffnet er die Tür. Draußen auf dem Korridor stehen vier Männer.

Auf die Frage Millers: „Was ist denn hier los?", antworten sie mit den Rückfragen: „Wissen Sie, wo sich Mister Igor Gusenko aufhält? Oder wo seine Frau Swetlana ist?"

Henry Miller weiß es, aber die finsteren Gesichter der vier Russen deuten nur zu genau darauf hin, daß sie nicht gekommen sind, um sich mit Gusenko über das Wetter zu unterhalten. Ihre rechten Rocktaschen sind aufgebauscht. Es kann sich nur um Revolver handeln, die sie dort bereithalten.

„Ich weiß nicht, wo Mister Gusenko ist", erwidert der Feldwebel. „Wenn er in der Wohnung wäre, würde er Sie gehört haben. Sie machen ja genügend Lärm. Sie können doch nicht das ganze Haus rebellisch machen!"

Die vier Russen scheren sich nicht daran und klopfen weiter. Erst nachdem der Feldwebel zum zweiten Male seine Tür öffnet, geben sie es auf und gehen langsam die Treppe hinunter. Aber sie verlassen das Haus nicht, sie tun nur so, das heißt, sie warten, bis die Treppenbeleuchtung verlischt. Im Dunkeln gehen sie dann leise wieder nach oben.

*

Die Mieterin von Nummer 6 hat den Lärm auch gehört und sofort das Licht im Badezimmer gelöscht. Gleich darauf fährt der Streifenwagen vorbei. Die beiden Konstabler Walsh und MacCulloch gehen auf Zehenspitzen den Korridor entlang, stoßen die aufgebrochene Tür zum Appartement Nummer 4 auf und sehen vier Männer in der Wohnung. „Was machen Sie hier?" fragen die beiden Polizisten, entsicherte Pistolen in den Händen. „Das sieht nicht so aus, als hätten Sie einen Schlüssel benutzt! Zeigen Sie Ihre Ausweise!"

Die Mörder gehen vorbei

Die vier Russen präsentieren ihre Diplomatenpässe. Es handelt sich um den 2. Sekretär der Sowjetbotschaft, Vitalij Pawlow, den man überrascht, wie er in einem Kleiderschrank herumwühlt, um einen der Sekretäre des Obersten Sabotin, den Oberstleutnant Rogow, der einen Schrank in der Nähe der aufgesprengten Eingangstür untersucht, um den Leutnant Angelow, gleichfalls zum Stabe Sabotins gehörend, und den Leutnant Farafontow, einen Chiffrierbeamten der Botschaft.

„Sie haben sich nicht gerade wie Diplomaten benommen", sagt der Konstabler MacCulloch, „eher wie versierte Einbrecher!"

Pawlow, Vorgesetzter dieser Gang von sowjetischen Sicherheitsbeamten, erwidert: „In der Wohnung ist etwas, was wir ganz dringend brauchen, und wir haben die Schlüssel verloren. Dieses Appartement ist außerdem sowjetisches Eigentum. Wir können hier tun und lassen, was wir wollen! Als Diplomaten sind wir immun. Überhaupt verbitten wir uns, verhört zu werden!"

Den beiden Konstablern sind die Bestimmungen im Verkehr mit Diplomaten genau bekannt. Als sowjetisches, also exterritoriales Gebiet gelten nur die Räume der Botschaft, nicht die Wohnungen der Angestellten.

„Ich muß Sie bitten, dieses Appartement sofort zu verlassen!" fordert Oberstleutnant Rogow die beiden Polizisten auf.

„Wer diese Wohnung zu verlassen hat, bestimmen nicht Sie!" erwidert MacCulloch. „Wir gehen nicht früher, als bis unser Inspektor eingetroffen ist."

Es dauert eine Viertelstunde, bis der Inspektor MacDonald von der Ottawa City Police erscheint und den vier Russen klarmacht, daß sie im Unrecht sind. Unter wütenden Blicken verlassen sie das Appartement Nummer 4, nicht ahnend, daß wenige Meter weiter, hinter der Tür Nummer 6, Gusenko und seine Frau stehen und angstvoll auf die Geräusche im Korridor lauschen.

Die beiden Polizisten bleiben in der Wohnung zurück. Aber Pawlow gibt nicht auf. Gegen Morgen versucht noch einmal eine seiner Kreaturen, in das Appartement Nummer 4 einzudringen. Als der Mann merkt, daß es bewacht wird, verläßt er schnell das Haus.

Am nächsten Tage richtet die Sowjetbotschaft an das kanadische Außenamt eine Note, in der behauptet wird, Igor Gusenko habe der Botschaft gehörendes Geld entwendet. Es werde daher um Auslieferung des Täters ersucht, ohne daß der Fall vorher gerichtlich untersucht werde.

In der Note heißt es ferner, die beiden Konstabler hätten die unter diplomatischen Status lebenden vier sowjetischen Botschaftsbeamten beleidigt. Sogar Inspektor MacDonald von der City Police sei nicht korrekt vorgegangen und hätte von dem sowjetischen Konsul Vitalij Pawlow und seinen drei anderen Kollegen verlangt, daß sie sich mit zur Polizeiwache begeben sollten. Aber das sind nur Ablenkungsmanöver. Man weiß sowohl in der sowjetischen Botschaft in Ottawa als auch im Kreml und im Sitz der Sicherheitspolizei in der Lubljanka in Moskau, was der Absprung des Chiffrierbeamten Igor Gusenko für den sowjetischen Spionageapparat bedeutet.

Nicht nur der gesamte sowjetische Spionagering in Kanada und in den Vereinigten Staaten droht aufzufliegen, auch einige Sowjetbeamten sind kompromittiert. Sie verlassen fluchtartig die kanadische Hauptstadt und gehen nach der UdSSR zurück.

Sie wollten es nicht glauben

Am 13. Dezember schüttelt auch Oberst Sabotin, sowjetischer Militärattaché und Haupt des Spionageringes, den kanadischen Staub von seinen Füßen. Ohne das Außenministerium zu benachrichtigen, wie es die diplomatischen Gepflogenheiten verlangen, verläßt er mit einem Flugzeug das Land.

In New York geht er in der Nacht an Bord des sowjetischen Dampfers „Alexander Suworow", der unmittelbar danach ausläuft, noch bevor alle notwendigen Formalitäten erledigt sind. Wie später bekannt wird, verurteilt man Sabotin in Moskau wegen des Falles Gusenko zu zehn Jahren Gefängnis.

Sogar Sarubin, der sowjetische Botschafter in Ottawa, muß seinen Posten verlassen. Kurz nachdem der Militärattaché verschwunden ist, teilt Sarubin dem kanadischen Außenministerium mit, daß er zurückberufen wird.

Alle diese Vorgänge veranlassen die Behörden in Ottawa, aber auch in Washington und London, dem durch die Flucht Gusenkos bekanntgewordenen Spionagefall erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Kanada setzt eine „Königliche Kommission" ein, und in den USA nimmt sich das FBI der Sache an.

Als erste gibt die kanadische Regierung am 15. Februar 1946 eine amtliche Erklärung ab. Sie beschränkt sich auf die Bekanntgabe der Tatsache, daß ein Spionagering entdeckt worden sei, der zugunsten einer fremden Macht gearbeitet hat. Welche „Macht" das ist, wird nicht gesagt.

*

Es dauert mehrere Jahre, bis für die Behörden in Kanada, den Vereinigten Staaten und Großbritannien die letzten Verästelungen des alle angelsächsischen Länder überspannenden Spionagenetzes bloßgelegt werden können. Das Ergebnis dieser Untersuchungen ist so ungeheuerlich, daß man lange nicht daran zu glauben vermag. Es zerstört die Hoffnung einer amerikanisch-englischen Vorherrschaft und die Garantie eines Friedens ohne kostspielige Rüstungen.

Die wichtigsten Zuträger und Helfershelfer der sowjetischen Agenten, die unter dem Deckmantel der diplomatischen Immunität von den Botschaftsgebäuden aus ihre Spionagetätigkeit entfalteten, sind hochangesehene Wissenschaftler. Sie sind nicht um Geldes willen zum Verräter geworden, sondern aus weltanschaulichen Gründen. Diese Erkenntnis schlägt allen bisherigen Erfahrungen ins Gesicht.

„Das ist auch der Grund, warum alle Vorsichtsmaßnahmen versagten", meint der Chef des FBI. „Die Sicherheitsbeamten legten bei ihren Abwehrmaßnahmen die ihnen bekannten Maßstäbe an. Aber



Gut im Geschmack, schnell in der Zubereitung, bekömmlich im Genuß. Deshalb ist dieses neuartige, voll-lösliche Getränk das richtige morgens, mittags oder abends.



durch und durch reine Natur!

Verraten und verkauft



In einen „goldenen Käfig" sperrten die Sowjets den berühmten Atomforscher Kapitza, den sie aus London nach Moskau gelockt und die Ausreisegenehmigung dann verweigert hatten.



Sowjetbotschafter Maiskij wies in London alle Proteste der westlichen Welt zurück: „Unsere wissenschaftlichen Mitarbeiter reichen nicht mehr aus. Wir können auf Kapitza nicht verzichten."

diese Wissenschaftler waren weder Spieler noch hatten sie sonstige Leidenschaften. Sie hatten nicht einmal Schulden, und sie verrieten auch nicht aus einer perversen Lust an der Gefahr heraus..."

„Und wann begannen sie ihre Spionagetätigkeit?" fragt ein Journalist.

„Diese Formulierung ist nur bedingt richtig. Sie ‚spionierten' nicht, sie verrieten in den meisten Fällen nur die Ergebnisse ihrer eigenen Forschungsarbeit. Und dann wollen Sie noch wissen, wann das begann? Nun – der Verrat begann mit der Arbeit an der Konstruktion der Atombombe..."

Und so hat es angefangen

30. Januar 1933

Der im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung tätige Stellvertreter des Reichskommissars Franz von Papen, der Studienrat Bernhard Rust, ein strammer Nationalsozialist, verfügt die Beurlaubung von sieben Göttinger Professoren von der Naturwissenschaftlichen Fakultät. Welche Folgen das haben soll, ahnt Rust natürlich nicht.

Ungefähr ein Jahr nach der großen Säuberung trifft Rust, inzwischen wegen seiner „Verdienste" zum Reichskultusminister ernannt, mit dem berühmten Mathematiker David Hilbert zusammen und fragt ihn:

„Stimmt es denn wirklich, Herr Professor, daß Ihr Institut durch den Weggang der Juden und Judenfreunde so gelitten hat?"

Hilbert hält mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge: „Jelitten, Herr Minister? Jelitten ham Se jesacht? Dat hat nich jelitten, det jibt es ja nich mehr!"

*

Ein Teil dieser Wissenschaftler geht nach Kopenhagen, weil dort an der Universität der große Physiker Niels Bohr einen Lehrstuhl innehat, ein Teil nach England und nach den Vereinigten Staaten von Amerika.

Zwei von den zahlreichen Wissenschaftlern, die Deutschland nach 1933 verlassen, wandern nach der Sowjetunion aus: der aus Wien stammende Alexander Weißberg und sein Landsmann Georg Placzek. Dort kommen sie vom Regen in die Traufe. In Moskau hat sich noch nicht herumgesprochen, welche Bedeutung diese beiden Wissenschaftler deutscher Zunge haben.

Aus Deutschland von der Gestapo vertrieben, werden sie in Moskau von der NKWD als „Spionageanwerber" festgenommen. Erst als sich weltbekannte Forscher: die Professoren Albert Einstein und Niels Bohr und das Ehepaar Joliot-Curie, in Telegrammen und Briefen für die beiden Verhafteten einsetzen, läßt sie Stalin frei.

Man bietet Weißberg und Placzek das sowjetische Bürgerrecht an, aber nach den furchtbaren Erfahrungen in den Kellern der Lubljanka lehnen sie ab. Daraufhin werden sie 1940 an der Demarkationslinie, an der Brücke bei Brest-Litowsk, von den NKWD-Schergen ihren Todfeinden, der rassenwütigen SS, übergeben.

*

Die letzten jüdischen Wissenschaftler sind von den deutschen Hochschulen bereits vor dem Kriege vertrieben worden, darunter die 1878 in Wien geborene Lise Meitner, die auf Grund ihrer österreichischen Staatsbürgerschaft bis März 1938 in Berlin lehren konnte.

Nach dem „Anschluß" automatisch deutsche Staatsbürgerin geworden, muß sie nunmehr ebenfalls ins Ausland gehen, obwohl sich die Professoren Otto Hahn und Max Planck bei Hitler für die geniale Forscherin verwenden.

Im Herbst dieses Schicksalsjahres gelingt den Chemikern Fritz Straßmann und Otto Hahn, seit 1928 in Berlin Direktor des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Chemie, die entscheidende Entdeckung der Kettenreaktion, die den Weg zur Herstellung atomarer Waffen eröffnet.

Am Kaiser-Wilhelm-Institut hat auch die „Meitnerin" mehr als ein Jahrzehnt gearbeitet und, gemeinsam mit Hahn, wertvolle wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen. Die ersten Versuche der Kernspaltung hat sie mit ihm unternommen. Nichts liegt also näher, als daß Hahn zuerst ihr seine entscheidende Entdeckung in einem Briefe mitteilt, die er dann auch in den „Naturwissenschaften" veröffentlicht.

Frau Professor Meitner wird der Brief kurz vor Weihnachten in dem kleinen schwedischen Nest Kungelv, in der Nähe von Göteborg, zugestellt.

Zusammen mit ihrem Neffen, dem Physiker Frisch, ebenfalls ein Flüchtling, bespricht sie die in dem Brief von Hahn angeschnittenen Probleme. Tante und Neffe kommen zu der Überzeugung, daß an der Sache nicht nur „etwas dran" ist, sondern, daß die Entdeckung Hahns geradezu ungeheuerliche Perspektiven eröffnet.

Nach den Feiertagen fährt Frisch nach Kopenhagen zurück, wo er ein Asyl gefunden hat. Er spricht auch mit Professor Niels Bohr über Hahns Entdeckung. Bohr erkennt sofort die Bedeutung. „Wie haben wir das nur so lange übersehen können!" ruft er erschüttert aus.

Die Warnung an Roosevelt

Anfang des Jahres 1939 reist auch Frau Professor Meitner nach Kopenhagen. Natürlich besucht sie Bohr, der gerade im Begriff steht, nach den Vereinigten Staaten zu reisen, um für einige Monate am Forschungsinstitut der Universität Princetown im Staate New Jersey zu arbeiten.

Er nimmt die Einzelheiten über Hahns Entdeckung mit über den Ozean. Bohrs Bericht elektrisiert die Physiker der amerikanischen Universitäten. Bedenklich erscheint den von den deutschen Universitäten verdrängten Wissenschaftlern nur, daß Hitler über diese neue Energiequelle verfügen soll. Sie können ja nicht ahnen, daß Hitler dieser Entdeckung keine Bedeutung beimißt.

Viele dieser Männer sind noch keine amerikanischen Staatsbürger. Wird man deshalb in den staatlichen Stellen die Warnung einiger unbekannter Ausländer überhaupt ernst nehmen?

Dem in Ungarn geborenen Leo Szillard, erst vor kurzem in die USA eingewandert, kommt der Gedanke, sich an den aus Deutschland vertriebenen Professor Albert Einstein zu wenden. Ihm geht ein Weltruf voraus, und ihm wird man im Weißen Haus in Washington Gehör schenken.

Professor Einstein kann sich nicht entschließen. Eine „atomische Bombe" soll konstruiert werden und dafür soll er sich verwenden? Ausgerechnet er, der er ein überzeugter Pazifist ist?

Am 2. August 1939 fährt Szillard zum zweiten Male zu Einstein, diesmal in Begleitung seines Landsmannes Edward Teller, der ebenfalls auf deutschen Hochschulen studiert hat. Szillard übergibt Einstein den Entwurf eines Briefes an den Präsidenten Roosevelt.

Eine Diskussion entspinnt sich. Auch der temperamentvolle Teller ist der Überzeugung, daß es den deutschen Wissenschaftlern gelungen ist, die Spaltung von Uran aus dem Stadium der Versuche herauszuführen. „Wahrscheinlich verfügt Hitler bereits über eine ‚Atombombe', und deshalb ist keine Zeit zu verlieren..."

Diesmal unterschreibt Einstein den ihm vorgelegten Brief.

*

Man hält es für richtiger, den Brief nicht mit der Post zu schicken. Der Präsident wird ihn gar nicht zu Gesicht bekommen, wenn das Schreiben nicht persönlich übergeben wird.

Durch einen Mittelsmann lernt Szillard den Bankier Dr. Alexander Sachs kennen, der mit Roosevelt befreundet ist. Inzwischen ist der Krieg ausgebrochen und Polen in überraschend kurzer Zeit von der deutschen Wehrmacht besiegt worden. Sachs erklärt sich bereit, den Brief Einsteins abzugeben.

Am 11. Oktober ist der Bankier Gast des Präsidenten. Er überreicht nicht nur den Brief Einsteins und ein Memorandum Szillards, sondern auch eine von ihm selbst verfaßte umfangreiche Denkschrift. Ausführlich erläutert er den Zweck seines Kommens, ohne jedoch Roosevelts Interesse wecken zu können.

Wir müssen handeln

Doch Sachs gibt nicht so leicht auf. Er erreicht es, für den nächsten Tag zum Frühstück eingeladen zu werden. Roosevelt empfängt seinen Gast im Rollstuhl. Am Frühstückstisch sitzend, fragt er ironisch: „Nun, was bringen Sie mir heute für eine blendende Idee. Und wie lange werden Sie diesmal brauchen, um sie zu erklären?"

„Ich möchte Ihnen heute, Mister Präsident, nur eine Anekdote erzählen!"

„Also schießen Sie los!"

„Während der Napoleonischen Kriege wandte sich ein junger Erfinder namens Fulton an den französischen Kaiser und erbot sich, eine Flotte von Dampfschiffen für ihn zu bauen, mit deren Hilfe Napoleon unbekümmert um das Wetter in England landen könne. Schiffe ohne Segel? Das erschien dem Korsen unmöglich, und er schickte Fulton weg. England wurde dadurch gerettet. Hätte Napoleon dagegen auf Fulton gehört – die Geschichte würde einen anderen Verlauf genommen haben!"

Der Präsident schweigt lange, und Sachs ist klug genug, ihn nicht zu stören. Er fühlt nur zu deutlich, daß seine kleine Geschichte gewirkt hat. Schließlich schreibt Roosevelt etwas auf einen Zettel, den er dem Diener übergibt, und beginnt von etwas ganz anderem zu sprechen.

Nach kurzer Zeit stellt der Diener eine Flasche Cognac auf den Tisch. Sie stammt aus der Zeit Napoleons. Roosevelt läßt eingießen und trinkt Sachs zu. Dann läßt er seinen Attaché und Audienzsekretär rufen, den Generalmajor Edwin Watson.

Ihm übergibt der Präsident die von Sachs gestern abend vorgelegten Dokumente mit dem Hinweis: „Das hier bedeutet: Wir müssen handeln!"

Mit diesen Worten beginnt der Bau der Atombombe, wenn auch erst am 6. Dezember 1941, einen Tag vor dem Überfall Japans auf den amerikanischen Flottenstützpunkt Pearl Harbour, der Beschluß gefaßt wird, Gelder dafür zur Verfügung zu stellen.

In der Falle

Pjotr Leonidowitsch Kapitza, der 1894 in Kronstadt geborene Sohn eines Zarengenerals, ist 1921 nach England geflüchtet. Dort studiert er bei dem großen englischen Atomforscher Ernest Rutherford. Bereits Ende der zwanziger Jahre nennt die wissenschaftliche Welt den Namen Kapitzas mit Respekt. Auch die Russen werden auf ihren berühmten Landsmann aufmerksam. Sie laden ihn ein, im April 1935 an einem wissenschaftlichen Kongreß teilzunehmen. In Moskau feiert man ihn wie einen ausländischen Souverän. Am Schluß des Kongresses jedoch eröffnet man ihm, daß er keine Ausreisegenehmigung mehr bekommen könne.

Die Proteste der westlichen Wissenschaftler beantwortet Maiskij, der sowjetische Botschafter in London, mit der Erklärung: „Infolge der außerordentlichen Entwicklung der Volkswirtschaft in der UdSSR reichen die wissenschaftlichen Mitarbeiter nicht mehr aus. Wir können deshalb auf Kapitza nicht verzichten."

Ein Onkel des russischen Gelehrten bemerkt in einem Gespräch zu Maiskij: „Sie werden ihn doch nicht halten können! Mein Neffe Pjotr hat einen harten Kopf!"

Der Botschafter ist um eine Antwort nicht verlegen: „Unser Joseph hat einen noch härteren!"

Die Sowjetregierung erbaut Kapitza in unmittelbarer Nähe der sowjetischen Hauptstadt ein neues Institut im Stile englischer Herrensitze.

Dieser goldene Käfig hat sich bald bezahlt gemacht. Zu Beginn des zweiten Weltkrieges wird er zum Zentrum der sowjetischen Atomforschung, denn als Schüler von Rutherford versteht Pjotr Kapitza, die Zeichen der Zeit zu deuten, zumal die sowjetische Spionage wertvolle Informationen erhalten hat.

Im Pentagon, im Kriegsministerium in Washington, glaubt man unterdessen, daß die Sowjets nichts von den Vorbereitungen zum Bau einer Atombombe wissen.

Jahre später soll sich dieser Glaube als Irrtum erweisen. Die Sowjets sind im Gegenteil ausgezeichnet unterrichtet, denn ihre Informationen beziehen sie sozusagen aus erster Hand.

Im nächsten Heft:

Eine rote Rose war das Kennzeichen 200 Dollar für das Atomgeheimnis – Ein harmloser junger Mann – Das war sein Fehler

GELBE SORTE

INTERNATIONAL

Akanthusblattwerk mit spiralgewundener Ranke und Blütenkelch (antik griechisch)

klassisch Orient

Die Cigarette von Weltruf

Schweiz:	*20 Stück s. Fr.*	*1.20*
Österreich:	*20 Stück ö. S.*	*11.—*
Italien:	*20 Stück Lire*	*400.—*
	10 Stück Lire	*200.—*



Diese klassisch ausgewogene Mischung
ist ein Bekenntnis zu klassisch europäischer Geschmackskultur.

Der rostende Ruhm

Roman einer gefährlichen Karriere · Von HEINZ GÜNTHER-KONSALIK

Er beugt sich über die weinende Gabriele: „Habe ich Sie beleidigt?" — Sie nickte. „Sie haben das Schlimmste getan, was ein Mann tun kann: eine Frau nicht ernst nehmen . . ."

Sie haben kennengelernt:



Professor Dr. Martin Bergh, Träger der Hippokrates-Medaille und Chefarzt des St. Emmanuel-Krankenhauses in Wien, hat sich in eine gefährliche Lage gebracht. Einmal dadurch, daß er den eindeutigen Forderungen von Frau **Brigitte Teschendorff** endlich nachgab. Sie ist die Gattin des Kuratoriums-Vorsitzenden und Fabrikanten Josef Teschendorff. Zum anderen durch ein gewaltsames Überspielen seiner Unsicherheit als Chirurg, die von einer 15jährigen Pause in der Kunst des Operierens herrührt. Aus seiner anfänglichen Angst vor der Arbeit mit dem Skalpell wurde künstlich aufgeputschter Hochmut: er tyrannisiert seine Ärzte, duldet keinen Widerspruch und stellt bei jeder Gelegenheit das große Genie heraus. Die junge Journalistin **Gabriele Orth,** die einen kritischen Artikel über Berghs übertriebenes Startum veröffentlichte, bestellt er in seine Klinik — mit dem Vorsatz, sie restlos herunterzuputzen. Aber da reißt ihn ein Ereignis aus seinen hochfliegenden Träumen: bei einer schwierigen Operation verletzt er fahrlässig eine Schlagader. Nur durch das Eingreifen seiner Assistenten kann die Patientin gerettet werden. Völlig verstört verläßt Bergh die Klinik. Er bittet Brigitte Teschendorff in seine Wohnung. Nur sie kann ihm jetzt helfen, sein auf grausame Weise angeknacktes Selbstvertrauen wieder aufzurichten. Und es gelingt ihr . . .





Die Handlung und die Personen dieses Romans sind frei erfunden. Es wurde keine Ähnlichkeit mit tatsächlichen Geschehnissen und Zuständen beabsichtigt.

Zwei Tage, Sonnabend und Sonntag, ging Professor Bergh nicht in die Klinik. Er blieb zu Hause, und Brigitte Teschendorff war bei ihm.

Die Haushälterin Erna hatte von Bergh einen langen Wochenendurlaub bekommen. „Schick sie weg", hatte Brigitte gesagt. „Sie haßt mich. Warum eigentlich? Bin ich denn wirklich so ein Teufel?"

„Das hast du mich schon einmal gefragt." Er nahm ihre Hand und küßte die Innenfläche. „Sie hassen dich alle, weil du schön bist. Es ist Eifersucht aus den Urgründen der Seele."

„Und du hast mich auch als einen Teufel angesehen, nicht wahr?" Sie hielt seinen Arm fest, als er zurücktreten wollte, und zog ihn zu sich heran. Ihre Augen flackerten dunkelgrün. „Du hast mich verachtet. Gib es zu!"

„Ich konnte dich nicht verstehen..."

„Und jetzt?"



Die Welt in der wir morgen leben!
Immer mehr Käufer entscheiden sich für LINDE!
Linde
LINDE war der Erste in der Kältetechnik. LINDE eilt seit eh und je der Gegenwart voraus und erfüllt die Wünsche von morgen. Ein LINDE ist durchdacht bis ins Letzte, darum wird LINDE heute so stark verlangt. Schließlich kauft man einen Kühlschrank nicht alle Tage und will jahrelang Freude daran haben. Darum einen LINDE - den Kühlschrank von heute, für die Ansprüche von morgen. Fragen Sie Ihren Fachhändler. LINDE-Kühlschränke gibt es ab DM 384.-
Ja, im LINDE steckt System!
Alles an seinem Platz
Natürlicher Aromaschutz
Großes Lagerfach für Tiefkühlkost
Warengerechte Kühlzonen
Wartungsfreie Kältemaschinen
LT 135, Inhalt 135 Ltr. Doppelfachverdampfer 17,5 Ltr. als Tiefkühllagerfach, 3 Abstellroste, 1 Glasabdeckplatte, Käse- und Butterfach mit Butterdose, Ablage für 16 Eier, 1 verstellbarer und ein fester Absteller für große Literflaschen. Preis: DM 458.-. Gemüseschale DM 15.-
LINDE hat die längste Erfahrung in der Kältetechnik

Der rostende Ruhm

„Immer noch nicht. Aber ich habe den Versuch aufgegeben, dich zu verstehen. Ich will dich akzeptieren, wie du bist — ohne zu denken." Er zog ihren Kopf an seine Schulter und legte sein Gesicht in ihre Haare. „Wo kämen wir hin", sagte er heiser, „wenn wir jetzt anfingen zu denken..."

*

Mit der Klinik telefonierte er in diesen beiden Tagen öfter. Er hatte Dr. Thoma zum Sonntagsdienst eingeteilt und wußte, daß auch Oberarzt Dr. Wertmann am Sonntag zweimal ins Krankenhaus kam und sich über Neuaufnahmen und Befinden der Frischoperierten unterrichten ließ.

Um auch in der Distanz noch der alles beherrschende Chef zu sein, ließ Bergh am Sonntag Dr. Thoma an den Apparat rufen und zankte sich mit ihm wegen eines Verbandes herum, dessen Erneuerung am Morgen vergessen worden war. Schwester Angela hatte es, ohne sich etwas dabei zu denken, kurz erwähnt und gesagt, sie habe den Verband gewechselt.

„Ich verlange von meinen Ärzten, daß sie sich um alles kümmern!" rief er Dr. Thoma durch den Apparat zu.

„Der Verband ist ja von Schwester Angela gewechselt worden..." Dr. Thoma saß im Ärztezimmer und rauchte hastig. Im OP I wurde ein Unfall vorbereitet. Zertrümmerung des linken Schulterblattes. In vier Minuten sollte er operieren.

„Es ist Ihre Aufgabe, das zu tun!" rief Professor Bergh. „Ein Arzt, der sich nicht um die kleinsten Kleinigkeiten kümmert, ist wie ein Tischler, der vergißt, seinen Hobel auszuklopfen! Soll ich am Ende noch selbst in die Klinik kommen und Verbände wechseln?!"

„Nein, Herr Professor." Dr. Thoma sah das Aufleuchten der kleinen roten Lampe über der Tür des Ärztezimmers. OP I meldete: Alles bereit zur Operation.

„Ich werde jetzt eine Schulterfraktur operieren", sagte er, um Bergh von dem dummen Verband abzulenken.

„Gut." Die Stimme des Chefs war hart. „Orientieren Sie sich vorher noch einmal in der Operationslehre..."

Mit hochrotem Kopf legte Dr. Thoma den Hörer auf. Diese hingeworfene Beleidigung war wie ein Fußtritt. Er starrte einige Sekunden lang entgeistert auf die Röntgenbilder, die soeben aus der Entwicklung gekommen waren.

Er wußte nicht, wie er darauf reagieren sollte. Es saß ihm noch im Magen, als Oberarzt Dr. Wertmann zufällig noch einmal in die Klinik kam, um einen Krankenbericht und ein angefordertes Gutachten abzuholen.

„Muß ich mich beleidigen lassen?" fragte Dr. Thoma. Er war noch immer rot im Gesicht und saß wie gelähmt hinter dem Tisch.

„Im allgemeinen nicht", antwortete Dr. Wertmann vorsichtig. „Aber es gibt da feine Unterschiede. Manchmal kann das, was wir als eine Beleidigung ansehen, auch nur eine etwas derbe väterliche Ermahnung sein..."

„Er hat mich wie einen Idioten behandelt!" rief Dr. Thoma.

„Der Chef?"

„Er hat meine chirurgischen Fähigkeiten..."

Der Oberarzt schnitt dem jungen Kollegen mit einer Handbewegung das Wort ab:

„Für den Chef sind wir alle Idioten. Das ist das Vorrecht der Chefs, auf uns herabzublicken wie ein Adler auf eine Lämmerherde."

„Aber wenn er meint, wir seien nichts als ein Stück Dreck, dann täuscht er sich!" rief Dr. Thoma empört.

„Seien Sie still und schlucken Sie es." Dr. Wertmann suchte unter den Aktendeckeln nach seinem Gutachten. „Wenn Sie sich gegen den Chef auflehnen, fliegen Sie aus der Klinik. Und bei allen Bewerbungen, die Sie schreiben, wird Ihnen wie ein Pestgeruch das Charakteristikum vorausfliegen: Dr. Thoma ist ein Chefschreck! Dann werden Sie gegen die Kliniken anrennen wie gegen die Chinesische Mauer!" Dr. Wertmann hatte seinen Schnellhefter mit dem Gutachten gefunden und schob es in die Kollegmappe. „Regen Sie sich nicht auf, Kollege Thoma... Wenn Sie in zehn oder zwanzig Jahren selbst Chef sind, machen Sie es genauso!"

„Nie!" rief Dr. Thoma und sprang auf. „Nie!"

„Abwarten." Wertmann lächelte weise. „Dagegen werden auch Sie sich nicht wehren können. Es ist der Bazillus prominentiae..."

Das rote Lämpchen über der Tür flammte wieder auf. Dr. Thoma knöpfte seinen weißen Mantel zu.

„Machen Sie's gut, Thoma", sagte Dr. Wertmann und klopfte ihm auf die Schulter.

*

Brigitte Teschendoff saß auf der Couch und kochte in der gläsernen Kaffeemaschine einen Mokka. Sie hörte mit zur Seite geneigtem Kopf Berghs Gespräch mit Dr. Thoma zu. Als Bergh auflegte, faltete sie die Hände unter dem Kinn.

„Warum springst du eigentlich so mit ihnen um?" fragte sie. „Du bist doch sonst nicht so. Man sollte meinen, du lebtest in dem Glauben, es gäbe nur dich auf der Welt. Dr. Thoma ist doch ein guter Chirurg."

„Unzweifelhaft. Das ist er."

„Und trotzdem kanzelst du ihn ab wie einen Schuljungen, der seine Vokabeln nicht kann."

„Wenn man einem jungen Menschen sagt, daß er nichts mehr zu lernen braucht, verschlampt er! Ein Mensch – und vor allem ein Arzt – kann nie sagen, daß er vollkommen ist!"

„Auch du nicht?"

„Auch ich nicht."

„Aber weil du Chefarzt bist, kannst du mehr als alle deine anderen Ärzte..."

Bergh war es, als hätte man ihn in den Rücken gestochen. Sein Mund zog sich enger zusammen.

„Natürlich!" sagte er böse. „Wäre ich sonst der Chef?"

„Und du hast keine Angst, Martin?"

„Angst wovor?"

„Zwei oder drei oder gar vier mißlungene Operationen. Todesfälle während des Eingriffes. Operative Kunstfehler... jedem kann das passieren!"

„Was redest du da für einen Unsinn!" sagte er grob.

„Man gönnt dem Ruhm einige Flekken. Und diese fressen wie Rost!"

„Dummheit." Professor Bergh steckte die Hände in die Hosentaschen und ballte sie dort zu Fäusten. „Ich mache keine Kunstfehler! Schon der Gedanke ist mir nie gekommen! Er ist absurd!"

„Und warum hast du mich dann angerufen?" Brigitte Teschendorff schaltete die Kaffeemaschine aus. „Warum brauchst du mich?"

„Ich hatte Sehnsucht nach dir." Bergh wandte sich hastig ab und starrte aus dem Fenster. Die Straße war sonntäglich still. In den Bäumen lag das Gold der frühen Nachmittagssonne. Es war ein schöner Tag... und doch starb er bereits.

„Es klang nicht nach Liebe", sagte Brigitte Teschendorff. „Es klang verzweifelt!"

„Man kann auch verzweifelt Sehnsucht haben!"

Sie schüttelte den Kopf. „Dazu bist du nicht der Typ." Sie schüttelte noch immer den Kopf, als er herumfuhr und etwas sagen wollte. „Nein – reg dich nicht auf, Martin. Du weißt es selbst. Unsere Liebe ist schön wie ein silberner Bergsee... aber versuche nicht, dir einzureden, sie sei ein reißendes Wild-

wasser!“ Sie nahm den gläsernen Zylinder von der Kaffeemaschine und goß die beiden Tassen voll. „In drei Stunden muß ich gehen.“

„Ist das nicht Grund genug, an etwas anderes zu denken?“ meinte Bergh.

Der Gedanke an die aufgeritzte Schlagader und die Fortführung der Operation durch Dr. Wertmann, sein hilfloses Verhalten und sein abrupter Abgang aus dem OP, seine Ehrenrettung und Autoritätsfestigung durch ungerechte Behandlung der ihm unterstellten Ärzte, dieser ganze widerliche Vormittag kam wieder auf ihn zu. Bedrängender als je zuvor. Er zwang sich, das Thema zu wechseln.

„Wie soll das mit uns noch werden?“ fragte er rauh.

Brigitte Teschendorff setzte die Tasse ab. Ihre Lippen glänzten von dem heißen Kaffee.

„Ich weiß es nicht. Weißt du es?“

„Es kann doch nicht immer so weitergehen!“

„Kaum.“ Sie rührte mit dem kleinen, goldenen Mokkalöffel in der Tasse. „Es wird uns nach einer gewissen Zeit so gehen wie dem Besitzer einer Bonbonfabrik: Er kann keinen Bonbon mehr sehen, geschweige denn essen.

„Du bist frivol!“

„Aber ehrlich.“

Professor Bergh sah auf seine Armbanduhr. „Noch 2 Stunden und 43 Minuten.“

„Eine lange Zeit, wenn man sie herunterwarten muß.“

„Unsinn!“ Er sprang von der Couch auf und wanderte im Zimmer hin und her. Brigitte Teschendorff lächelte böse.

„Natürlich wartest du. Sonst fiele dir etwas anderes ein, als sinnlos hin und her zu laufen.“

„Ich denke an morgen“, sagte er ausweichend. „Morgen habe ich in der Klinik ...“

„Lüge nicht, Martin!“ Sie lehnte sich zurück. „Du sehnst dich danach, wieder allein zu sein. Wenn ich Geld von dir bekäme, würdest du mir jetzt die doppelte Summe zahlen, nur damit ich schnell gehe!“

„Brigitte! Ich bitte dich!“ Bergh blieb stehen. Die brutale Wahrheit ihrer Worte lähmte ihn.

Sie sah ihn groß an. Prüfend, lauernd, abwägend. Dann sprang sie plötzlich auf.

„Ich erdulde alles!“ sagte sie gefährlich leise. „Ich lasse mich sogar von dir behandeln wie ein billiges Flittchen. Aber ich teile nicht! Wenn du jemals eine andere Frau ins Haus nimmst, solange ich dich liebe, erlebst du dein Ende! Ich lasse mich von dir schlagen, ich lasse mich hinauswerfen ... weil ich weiß, daß ich wiederkomme. Nur betrügen darfst du mich nicht! Solange es mich gibt, gibt es nur mich! Vergiß das nie, Martin!“

„Du redest Unsinn, Brigitte“, sagte er steif. Er nahm ihre Hände und löste sie von seinen Rockaufschlägen. „Ich liebe dich.“

„Du sagst es wie eine Diagnose: Inoperables Karzinom.“

Bergh antwortete nicht. Wie recht sie hat, dachte er. So ist es. Sie weiß besser als ich, wie es um mich steht.

Als die Dämmerung kam, fuhr Brigitte Teschendorff nach Hause.

Professor Bergh winkte ihr nicht zu. Er sah ihr auch nicht durch das Fenster nach.

Er riß sofort alle Fenster auf und trieb den Duft ihres Parfüms und ihrer Gegenwart aus den Räumen.

*

Am Mittwoch, pünktlich um 9 Uhr morgens, erschien Gabriele Orth in der Klinik.

Sie war weder aufgeregt noch ängstlich. Nur neugierig. In den vergangenen fünf Tagen hatte sie vergeblich versucht, mit Brigitte Teschendorff in Verbindung zu kommen. Erst war sie nicht zu sprechen, dann war sie verreist ... am Dienstag schließlich ließ ihr Brigitte



Der rostende Ruhm

Teschendorff sagen, daß sie es ablehne, über das Thema Professor Bergh mit der Presse zu sprechen.

Die Sekretärin im Vorzimmer des Chefarztes sah ab und zu von ihrer Schreibmaschine zu Gabriele Orth herüber. Es war kein freundlicher Blick.

Zwanzig Minuten später leuchtete am Sprechapparat der Sekretärin ein Lämpchen auf.

„Kommen Sie!" sagte sie steif. „Der Herr Professor will Sie sehen." Sie stieß die Tür zum Nebenraum auf und schloß sie schnell wieder, als Gabriele Orth in das Chefzimmer getreten war.

Professor Bergh stand am Fenster, die Hände in den Taschen seines weißen Mantels. Einen Moment zog er die Augenbrauen hoch, als er Gabriele Orth eintreten sah. Dann verschloß sich sein Gesicht. Es wurde kalt und unpersönlich.

„Fräulein Orth, nehme ich an?" sagte er. „Es freut mich, meine Kritikerin zu sehen. Allerdings hatte ich erwartet..."

„Eine Frau mit dicker Brille und einer Warze auf der Nase", ergänzte sie prompt. „Typ Blaustrumpf mit verdrängten Komplexen."

„So ungefähr." Bergh lächelte leicht. „Wie ich Sie jetzt sehe, glaube ich, daß ich Ihrem Artikel mehr Bedeutung beigemessen habe, als er es vielleicht verdient."

Gabriele Orths Kopf zuckte in den Nacken, aber Bergh sprach ungerührt weiter.

„Ich halte Ihnen zugute, daß Sie in einem jugendlichen Schwung gehandelt haben und dabei über das Ziel hinausgeschossen sind."

„Mit anderen Worten: Sie nehmen mich nicht ernst, Herr Professor." Gabriele Orth umklammerte ihre Mappe. Ihr Gesicht war weiß geworden.

„Sie sind noch so jung, mein Fräulein..."

„Wie ernst Sie mich zu nehmen haben, wird Ihnen klarwerden, wenn ich Ihnen das Material meiner neuen Artikel vorlege! Ich bin über Ihre Auseinandersetzungen mit dem Kuratorium genau orientiert. Baron von Boltenstern..."

Bergh winkte ab:

„Wen interessiert denn das? Und was wollen Sie erreichen, wenn ich Sie wirklich ernst nehmen soll? Betrachten wir die Angelegenheit als einen Ausrutscher..."

„Ich bin nicht ausgerutscht!" Gabriele war dem Weinen nahe. Alles hatte sie erwartet; einen Anpfiff, einen arroganten Vortrag, Hochnäsigkeit, Vorwürfe, Klarstellungen... Aber daß Professor Bergh sie einfach nicht ernst nahm, daß er über sie lächelte, einen onkelhaften Gönnerton anschlug und ihr mit gesetzten Worten ein Trostbonbon anbot – das nahm ihr den letzten Rest der Fassung.

„Sie haben meinem Chefredakteur gesagt, daß Sie alles als erledigt betrachten. Und jetzt... und jetzt..."

Nun weinte sie wirklich.

Bergh kam auf sie zu und drückte sie an den Schultern auf einen Stuhl. „Habe ich Sie beleidigt?" fragte er.

Sie nickte. „Sie haben das Schlimmste getan, was ein Mann tun kann: Eine Frau nicht ernst nehmen."

„Ich bitte in aller Form um Verzeihung."

Gabrieles Kopf fuhr hoch. Aber es war kein Spott in Berghs Augen. Er meinte es ehrlich.

„Als ich Sie vorhin hereinkommen sah, dachte ich: Was für ein nettes junges Mädchen", fuhr Bergh fort. „Sie wird kaum zwanzig Jahre sein..."

„Danke, Herr Professor." Gabriele lächelte schwach. „Ich bin sechsundzwanzig."

„Nicht möglich! Dann war es ja wirklich eine Beleidigung. Wie kann man so etwas ungeschehen machen?"

„Überhaupt nicht!" Sie lachte plötzlich, laut und befreit, und dieses fröh-

liche Lachen in dem hübschen jungen Gesicht empfand Bergh wie die Erlösung von einem Druck, der seit Tagen auf ihm gelastet hatte.

Nach dem Weggang Brigitte Teschendorffs hatte er nichts mehr von ihr gehört. Mit Josef Teschendorff hatte er telefoniert und erfahren, daß das Kuratorium am Mittwoch, also heute, noch einmal tagen würde, um zu seinen Vorschlägen Stellung zu nehmen.

„Sie können mir nur beweisen, daß Sie nicht so sind, wie Sie sprechen", sagte Gabriele Orth. „Und im übrigen wollten Sie mir Ihre Klinik zeigen."

„Das hatte ich vor. Aber ich weiß nicht, ob ich es jetzt noch in dem Maße tun werde, wie ich ursprünglich wollte. Sie sollten einmal sehen, was in einem Krankenhaus geleistet wird. Sie sollten an einer Operation teilnehmen, bei derem Anblick Sie bestimmt ohnmächtig geworden wären..."

„So schnell falle ich nicht um."

„Das sagen alle vorher."

„Ich habe am Bett meiner Mutter gesessen, als sie starb. Krebs, Herr Professor. Ich war bis zum Ende bei ihr. Mich erschüttert so rasch nichts mehr."

Sie sah auf ihre Hände. Die Erinnerung an die furchtbaren Stunden wurde wieder wach, als man sie zu der Sterbenden gerufen hatte...

... ein enges Badezimmer. Über der Wanne ein Wasserhahn, der tropfte. Klick... klick... klick... Stundenlang, einförmig, zum Verrücktwerden. Klick... klick... klick...

Dort lag ihre Mutter in dem schmalen Bett, mit Gummilaken umwickelt. Sie lag mit geschlossenen Augen da. Aber ihre Hand tastete nach der Tochter.

„Bleib bei mir. Sie haben mich weggeschoben. Ich bin für die da draußen schon tot. Bleib bei mir. Ich sterbe ihnen zu langsam..."

Gabi blickte auf.

„Werden Sie den Krebs heilen können?" fragte sie. Es war wie ein Aufschrei. Bergh zuckte zusammen.

„Nein."

„Nicht? Aber Sie haben doch..."

„Ich habe einen Weg aufgezeichnet. Ich habe einen kleinen Zipfel des Geheimnisses gelüftet. Aber von einer gewonnenen Erkenntnis bis zum Heilungsprozeß ist ein weiter Weg. Vielleicht schaffen wir es nie – vielleicht kommt es über Nacht. In der Medizin sind keine Wunder möglich. Und in keiner Wissenschaft wissen wir im Grunde so wenig wie in der Medizin."

„Das sagen Sie? Ausgerechnet Sie?"

„Ich sage es Ihnen, um Sie von Ihren Illusionen zu heilen. Sie und Millionen anderer Menschen erwarten von uns Ärzten Wundertaten. Und die Wunder müssen um so größer sein, je berühmter der Arzt ist. Aber was wissen wir wirklich vom Krebs? Beschämend wenig!"

Professor Bergh setzte sich Gabriele Orth gegenüber und bot ihr eine Zigarette an. Sie lehnte ab. Mit großen Augen betrachtete sie ihn, wie er seine Zigarette anzündete und einige tiefe Züge rauchte.

„Wir kennen die Multiple Sklerose", fuhr er fort. „Aber wir kennen sie nur. Keiner weiß, wie sie entsteht. Auf einmal ist sie da, und niemand kann sie heilen. Vielleicht aufhalten, das geht. Aber auch das ist schon eine Art Wunder – oder denken Sie an die Leukämie. An ihr starben Könige und Milliardäre, Greise und Kinder, Arme und Reiche. Aber kein Geld, kein Glaube, keine Flucht von einem bekannten Arzt zum anderen halfen. Wir sehen die Leukämie, wissen genau, wie sie aussieht, wie sie verläuft... aber heilen kann sie noch niemand! – Das sind nur drei Krankheiten, Fräulein Orth... drei der breiten Öffentlichkeit bekannte Krankheiten. Es gibt noch unermeßlich viele andere, die kaum jemand kennt und vor denen wir ebenso ratlos stehen. Wir, die bekannten Ärzte, die Löcher in den Herzscheidewänden vernähen und mit Herz-Lungen-Maschinen arbeiten, die dabei sind, Gliedmaßen zu verpflanzen oder einem Hund einen zweiten Kopf neben



„Mann, Sie hatten doch gestern erst Landurlaub!"

den richtigen zu nähen und das Tier damit weiterleben zu lassen..."

„Das sind doch Großtaten der Medizin!" rief Gabriele Orth.

„Es sind Experimente zu neuen Wegen. Mehr nicht. Aber alle, mein Fräulein, die heute Arterien mit einer Klammermaschine zusammenfügen können, die den Blutkreislauf aus dem Körper verlegen und am ruhenden Herzen dem Tod das Handwerk legen, sie alle, auch ich, stehen ratlos vor einem blühenden Menschen, von dem man nur weiß, daß sich in seinen Adern die weißen Blutkörperchen rasend vermehren und die roten auffressen. Wir wissen viel in der Medizin, ungeheuer viel... und doch so wenig!"

„Sie können einen in Panikstimmung versetzen, Herr Professor."

„Vergessen Sie's wieder – oder behalten Sie es. Wie Sie wollen. Sie haben über mich geschrieben und gefordert, daß ich als Träger der Hippokrates-Medaille am Krankenbett oder am OP-Tisch Wunder vollbringe. Diesen Wunderglauben an die Medizin wollte ich Ihnen austreiben, bevor Sie mit mir von Zimmer zu Zimmer gehen, unter der Operationslampe stehen oder sich im Leichenkeller erklären lassen, an was man alles sterben kann..."

„Im Leichenkeller?" Gabriele fror schon bei dem Gedanken.

„Wer die Toten nicht kennt, wird die Lebenden nie begreifen. Das ist ein alter Satz aus der Anatomie." Bergh drückte seine halb gerauchte Zigarette aus und beugte sich zu Gabriele Orth vor:

„Sie sind so herrlich jung, so voller Glauben an das Leben, so voller Sehnsucht nach Glück. Vielleicht sollte ich Ihnen das wirklich nicht alles zeigen. Ich bestehe nicht darauf, Ihre Illusionen zum Teufel zu schicken. Aber dann schreiben Sie bitte nie mehr über die Medizin!"

Gabriele nagte an der Unterlippe. „Ich möchte alles sehen!" sagte sie fest.

Bergh stand auf.

Dann kommen Sie," sagte er.

*

Im Erdgeschoß der Klinik tagte währenddessen das Kuratorium.

Josef Teschendorff kritzelte sinnlose Kreise und Winkel auf seinen Notizblock und unterstrich immer wieder einige

Der rostende Ruhm

Zahlengruppen. Brigitte saß neben ihm. Man sah ihr an, daß sie wütend war. Mit blassem Gesicht und starrer Haltung hockte sie hinter dem Tisch. Karel Barnowski stand außerhalb der Tischrunde am Fenster und rauchte eine Zigarre, Er stieß den Qualm wie eine Lokomotive von sich und trommelte mit den dicken, kleinen Fingern auf die Fensterbank.

Baron von Boltenstern tupfte sich mit einem Taschentuch über die Stirn und die weißen Haare. Die anderen Herren des Kuratoriums starrten auf ihre Notizen oder spielten mit den Bleistiften.

„Ich stelle also fest", sagte Josef Teschendorff in die rauchdicke Luft hinein, „daß die Anträge Professor Berghs bis auf einige kleine Dinge abgelehnt sind. Vor allem die Frischoperierten-Abteilung, ein neuer Bettenflügel..."

„Es ist eine Schweinerei!" rief Barnowski vom Fenster her.

„Mein Lieber..." Baron von Boltenstern hob die Hand. Aber der dicke Möbelhändler ließ sich nicht unterbrechen.

„Erst locken wir einen berühmten Mann mit himmelhohen Versprechungen in unser Haus, und dann sabotieren wir seine Arbeit, wo wir können. Jawohl, sabotieren! Ich gehe von diesem Wort nicht ab! Nicht das Geld spielt eine Rolle... das hätten wir! Nein, unsere Trägheit ist es! Wir sitzen auf unseren Kröten und halten uns lieber Freundinnen, als es den Kranken zu geben!"

„Bravo!" sagte Brigitte laut. Josef Teschendorff biß die Zähne aufeinander.

„Ich verbitte mir diesen Ton!" sagte er scharf zu Barnowski. „Es geht hier um sachliche Dinge. Die Neuerungen kosten dem Kuratorium 12,5 Millionen Schillinge! Eine Amortisation dieses Geldes..."

„Der Tod läßt sich nicht amortisieren!" schrie Barnowski. „Wenn wir erst anfangen, auszurechnen, wie lange man Mullbinden waschen muß, damit sie sich rentieren und wie oft eine Bettpfanne benutzt werden muß, ehe sie die Anschaffungskosten durch erkrankte Därme wieder einspielt... Herr im Himmel, dann lassen wir die Kranken doch lieber gleich verrecken, vor der Tür. Dann sparen wir sogar die Bettwäsche!"

„Und das Geschäft Ihrer Sargabteilung blüht", sagte Baron von Boltenstern gehässig.

„Ich hätte Lust, Ihnen den aristokratischen Schädel einzuschlagen!" schrie Barnowski. „Den Sarg liefere ich umsonst, samt Lorbeerbäumen für die Feier!"

„Sie haben also abgelehnt, meine Herren." Brigitte Teschendorffs Stimme war so kühl, daß die Tischrunde aufschaute und zu ihr hinübersah. „Sie haben mit Stimmenmehrheit beschlossen, Professor Bergh einige kleine Bröckchen hinzuwerfen, aber die großen Erneuerungen ‚zurückzustellen', wie es so nett in der Sitzungssprache heißt. Nach der Devise: ein Hund braucht kein kompaktes Stück Fleisch – er wird auch durch viele kleine Knochen satt. Bitte... verantworten Sie es vor Ihrem Gewissen. Aber wer wird Professor Bergh diese frohe Botschaft überbringen? Sie, Herr Baron?"

Boltenstern tupfte wieder mit seinem seidenen Tuch über die Stirn. „Das ist meines Wissens eine Angelegenheit des Vorsitzenden", sagte er heiser.

Josef Teschendorff sprang auf. Sein Bleistift flog auf den Tisch, hüpfte über die polierte Fläche und rollte auf den Parkettboden.

„Ich habe für den neuen Bettentrakt gestimmt!"

„Ei, ei, ein Knöchelchen!" rief Barnowski vom Fenster her.

Brigitte Teschendorff lachte laut auf. Aber niemand lachte mit. Josef Teschendorff beugte sich zur Seite und zischte:

„Ich muß doch sehr bitten, Brigitte."

„Die Herren zittern also vor dem bösen Blick des großen Professors und vor der Donnerstimme aus dem Olymp! Wie interessant..."

„Brigitte!" rief Teschendorff scharf. Sie stand hämisch lächelnd auf und klappte ihren Notizblock zu.

„Ich selbst werde Professor Bergh die Jubelnachricht überbringen."

„Du?" Josef Teschendorff wandte sich um. „Du willst Professor Bergh..."

„Eine Frau kann das besser. Sie kann Unangenehmes sagen wie eine Schmeichelei, und die gemeinste Erniedrigung wird dabei noch zum Kompliment."

„Sie sind eine wundervolle Frau!" rief Baron von Boltenstern. „Sie haben die Lösung gefunden!"

„Die Lösung? Nein! Ich muß nur über Professor Berghs Kopf einige Waschlappen auswringen und ihm einreden, es sei duftendes Parfüm statt Jauche..."

Sie wandte sich ab und verließ den Sitzungsraum.

*

Sie hatten die einzelnen Krankenstationen hinter sich und kamen nun in



„Aber, Herr Abteilungsleiter, Sie sagten doch immer, ich sei Ihr bestes Pferd im Stalle." „Natürlich! Sie machen doch auch den meisten Mist!"

die Abteilung, wo die schweren Fälle lagen: die Frischoperierten und die Hoffnungslosen.

Ohne das Kuratorium zu fragen, hatte Bergh, so gut es ging, einen Bettengang für diese ständig unter Kontrolle stehenden Patienten ausgeräumt und zwei Schwestern für deren Betreuung eingestellt. Er bezahlte sie jeden Monat aus der eigenen Tasche, finanziert durch die Gutachten, die er als Chefarzt laufend auszustellen hatte.

Gabriele hatte auf den anderen Stationen gesehen, mit welcher Verehrung und welchem Vertrauen die Patienten an Professor Bergh hingen. Sie lauschten seinen Worten, als wären sie Medizin zum Einnehmen. Oberarzt Dr. Wertmann, Dr. Thoma und die anderen Ärzte folgten ihnen. Es war eine Woge von weißen Kitteln, die von Zimmer zu Zimmer spülte.

Als sie über den Gang der Sonderstation gingen, blieb Professor Bergh plötzlich stehen. Auch Dr. Wertmann, Gabriele Orth, die anderen Ärzte und die Schwestern hörten es:

Irgendwo stöhnte laut ein Mensch. Dann wurde das Stöhnen zu einem Wimmern, zu einem heiseren Rufen, zu einem winselnden Schrei.

Professor Berghs Kopf fuhr zu Dr. Wertmann herum.

„Was ist das?"

„Ich werde es sofort feststellen lassen, Herr Professor..."

„Bleiben Sie! Ich sehe selbst nach!"

Wie ein witterndes Raubtier ging Bergh an den noch geschlossenen Zimmertüren entlang. Dann fuhr er herum und blieb auf der anderen Seite des Ganges vor einer schmalen Tür stehen, über der auf einem Emailleschild deutlich „Bad" zu lesen war.

Mit einem Ruck riß er die Tür auf. Das unterdrückte Wimmern drang jetzt laut auf den Gang.

„Dr. Thoma!" schrie Professor Bergh. Sein Gesicht war weiß wie die Wand. Gabriele Orth starrte ihn entsetzt an.

Dr. Thoma kam langsam nach vorn an die Badezimmertür.

„Wer ist das?" fragte Bergh. Seine Stimme flatterte vor Wut.

„Gestern Nacht eingeliefert. Vierundzwanzigjähriger Mann, Motorradunfall. Schädelbasisbruch, Bruchereöffnung der linken Schädelhälfte mit Gehirnaustritt. Wundversorgung, schmerzstillende Mittel. Eisbeutel." Dr. Thoma schnarrte es herunter wie eine Meldung auf einem Kasernenhof. Dann hob er die Schultern. Das hieß: Hoffnungslos.

„Und wie kommt der Mann in das Badezimmer?"

„Keine Ahnung. Ich habe ihn gestern auf Zimmer 4 gelegt."

„Schwester Lutetia!" brüllte Bergh.

Die Stationsschwester rang die Hände und kam heran. Bergh war an das Bett getreten und hatte sich über den wimmernden Verletzten gebeugt. Als er sich wieder umwandte, war sein Gesicht eine schreckliche, wutverzerrte Grimasse. Gabriele Orth mußte die Augen senken, um es nicht zu sehen.

„Wo ist der Eisbeutel?!" schrie Professor Bergh.

„Der Krankenpfleger..." stotterte Schwester Lutetia.

„Wer?"

„Herr Wortischek."

„Was ist mit Wortischek?"

„Er hat gesagt: ,Rollen Sie den Mann ins Badezimmer. Der geht sowieso in einer Stunde ab. Den Eisbeutel sparen wir uns. Warum die Bettwäsche noch mal naß machen und versauen? Ist ja doch umsonst!'"

„Und das haben Sie einfach gemacht?" keuchte Bergh.

„Ja. Wo doch Herr Verwaltungsdirektor Bernsteg immer klagt, wir verbrauchten zuviel Material! Entweder müßten wir sparsamer sein, oder er müßte die Mehrausgaben am Essen wieder herausholen."

„Wortischek und Bernsteg sofort in mein Zimmer!" Berghs Stimme überschlug sich. „Und der Mann kommt auf ein Einzelzimmer! Jetzt gerade! Und sofort! Er soll nicht hier krepieren, sondern erster Klasse sterben!" Er stieß Dr. Thoma zur Seite wie einen Holzknüppel, ließ Gabriele Orth, Dr. Wertmann und die anderen Ärzte stehen und rannte durch eine Gasse weißer Kittel den Gang hinunter.

„Wortischek und Bernsteg zu mir!" schrie er noch einmal.

Am anderen Ende des Ganges pendelte die große Tür zum Treppenhaus auf. Brigitte Teschendorff kam herein und ging auf Professor Bergh zu. Er rannte sie fast um und wollte an ihr vorbei; aber sie hielt ihn am Ärmel seines weißen Mantels fest.

„Was ist denn?" fragte sie. „Wie siehst du denn aus?"

„Jetzt räume ich auf", keuchte Bergh. „Bitte laß mich los! Jetzt miste ich diesen Saustall hier aus!"

„Warte, bis ich mit dir gesprochen habe." Brigitte Teschendorff sah kurz und erstaunt zu Gabriele Orth hinüber. Ein gefährlicher Glanz trat in ihre Augen. „Du müßtest sonst alles zweimal machen. Das Kuratorium ist im Haus. Du kannst es gleich mit wegräumen..."

(Fortsetzung folgt)

Schicksal Warenhaus

Roman von Edda Bars

Christine Benson, 17 Jahre alt und Fahrstuhlführerin im Warenhaus Palm in München, hat sich verliebt. Dr. Linde, der junge Werkarzt, der sie nach einem Ohnmachtsanfall betreute, ahnt nichts von den Gefühlen des Mädchens. Er ist weit mehr von Christines älterer Schwester Johanna beeindruckt. Johanna aber hat andere Sorgen: immer wieder wird an ihrem Verkaufsplatz in der Kosmetik-Abteilung gestohlen. Sie soll entlassen werden, wenn noch ein Diebstahl vorkommt. Die Hausdetektivin, Frau Wagner, verspricht dem jungen Mädchen ihre Hilfe. Jedoch wird sie am Abend von einem jugendlichen Einbrecher niedergeschlagen. — Während Johanna um ihre berufliche Existenz bangt, hat ihre Schwester Christine nur Dr. Linde im Sinn. Als er sie zu einer Untersuchung in sein Büro bestellt, geht sie an Johannas Schminktasche und macht sich „schön". Da kommt Johanna herein: „Aber Christine — wie siehst du denn aus?"



Frau Wagner hat die elegante Dame am Arm gepackt. „Sie kommen sofort mit mir. Zeigen Sie mir Ihre Tasche!" Die Frau, die sie fast um Kopfeslänge überragt, ist empört: „Ich werde mich über Sie beschweren!" Aber die Detektivin läßt nicht locker. Sie kennt diesen Typ ...

Zeichnung Grazioli

Einen Moment steht Johanna wie versteinert. Dann faßt sie mit hartem Griff Christines Hand und zerrt die Widerstrebende in eine stille Ecke.

„Es ist unmöglich, daß du so zu Doktor Linde gehst". Sie nimmt schnell aus einem Topf Reinigungscreme und fährt damit über das geschminkte Gesicht ihrer Schwester. Christine beginnt zu weinen.

„Nein, nein! Du bist gemein! Laß mich los..."

„Glaubst du, ich lasse dich wie eine Witzblattfigur herumlaufen? Hör auf zu heulen – sonst wirst du wirklich noch häßlich."

Christine sträubt sich weiter. Aber ein braun-schwarz gefärbtes Zellstofftuch nach dem anderen wandert in den Papierkorb.

Als Johanna sie endlich abgeschminkt hat, sagt sie tröstend:

„So, jetzt werde ich dich erst mal zurechtbringen. Da wirst du Augen machen."

Mit ein paar flinken Griffen pudert sie zart Christines Gesicht, kämmt ihr eine kleidsame Frisur und zieht mit dem Lippenpinsel die Konturen ihres Mundes nach. Dann führt sie ihre Schwester zum Spiegel.

„Wie findest du dich jetzt?"

Christine betrachtet überrascht ihr neues Spiegelbild. Dann fällt sie der Schwester um den Hals.

„Du bist doch die Süßeste und Liebste, die es gibt."

„Schon gut, Christl. Jetzt habe ich nur noch eine Bitte: Benimm dich anständig und zeige ihm keinesfalls, daß du ihn liebst."

„Nie", verspricht Christl, küßt Johanna noch einmal und läuft davon.

*

Dr. Linde ist etwas ungehalten, als Christine hereinkommt. Er hätte sich nach der durcharbeiteten Nacht gern etwas hingelegt. Und nun verliert er noch eine halbe Stunde durch sie.

Aber dem strahlenden Mädchen kann er nicht lange böse sein.

„Nun, Fräulein Christine, erzählen Sie erst einmal, wie Ihnen der erste Tag nach der Krankheit bekommt."

„Sehr gut". Und ihr Lächeln, ihre Frische bejahen es mehr als ihre Worte.

„Ist die Sitzmöglichkeit im Fahrstuhl nun eine Erleichterung?"

„Oh, vielen Dank, beinahe hätte ich es vergessen. Das verdanken wir ja Ihnen."

„Kommerzienrat Palm", verbessert der Arzt. „Er hat nach Ihrem Ohnmachtsanfall sofort eine entsprechende Anordnung an seine Warenhäuser ergehen lassen."

„Sie kennen Herrn Kommerzienrat Palm wirklich?" fragt Christine, schwankend zwischen Neugierde und Bewunderung.

„Ja, flüchtig. Durch Professor Best." Er nimmt seinen Hörapparat. „Nun ziehen Sie sich bitte die Bluse aus. Ich möchte gern wissen, was Ihr Herz macht."

Christine wird ganz rot. Plötzlich schämt sie sich. Sie nestelt an den Knöpfen herum und wäre am liebsten wieder davongelaufen.

„So, ist schon gut", sagt er etwas ungeduldig.

Christine wirft schnell Bluse und Wäsche über einen Stuhl. Ihr Herz klopft schrecklich. Er legt seinen Apparat an ihr Herz und ihren Rücken. Dann zieht er die Hörer ab.

„Treiben Sie irgendeinen Sport, Fräulein Christine?"

„Nein, leider nein. Ich habe ja keine Zeit dazu."

„Als Ausgleich gegen die schlechte Luft und die einseitige Tagesarbeit sollten Sie schon etwas unternehmen. Ich habe auch viel zu tun und bin doch jeden Sonntag in den Bergen."

„Das muß sehr schön sein", sagt Christine begeistert. „Johanna und ich haben auch oft davon geträumt. Aber bisher ist nichts daraus geworden."

Dr. Linde kommt ein Gedanke. Neben Christine erscheint vor seinen Augen eine andere Gestalt. Johanna.

„Hätten Sie Lust, einmal sonntags mit mir in den Schnee zu fahren?" fragt er. Es klingt wie etwas Selbstverständliches.

„Mit Ihnen?" stößt sie hervor, und eine heiße Welle steigt ihr ins Gesicht. „Meinen Sie das wirklich?"

„Natürlich. Warum nicht?"

„Schon diesen Sonntag?"

„Sprechen Sie erst einmal mit Ihrer Schwester", sagt er mit gespielter Sachlichkeit.

„Die will bestimmt. Das ist ja ihr Höchstes."

Christine bemerkt in ihrem Eifer gar nicht, daß sie noch nicht wieder angezogen ist.

Er blickt lächelnd in ihr Kindergesicht. Aber als er ihren verliebten Augen begegnet, wendet er sich kurz ab.

Uralt Lavendel - der Duft nach Sauberkeit und Frische



Uralt Lavendel ab DM 2.10 in der edelgrünen Flasche. Auch in Österreich und der Schweiz erhältlich.

Schicksal Warenhaus

„Sie können sich wieder anziehen", sagt er kühl.

Christine schlüpft erschrocken in ihre Bluse. Als sie wieder aufblickt, sitzt Dr. Linde am Schreibtisch und schreibt ein Rezept aus.

„Bitte, nehmen Sie das dreimal täglich vor dem Essen."

„Habe ich etwas?" fragt sie neugierig. Fast wünscht sie es, um recht oft zu ihm gehen zu können.

Er schüttelt lächelnd den Kopf.

„Nichts Schlimmes. Ein etwas nervöses Herz. Das bekommen wir schon weg."

Er reicht ihr die Hand. Sie zittert ein wenig, als sie ihm die ihre gibt. So viel möchte sie ihm noch sagen, aber wieder überstürzen und verwirren sich die Gedanken.

„Bitte, grüßen Sie Ihre Schwester, und sagen Sie mir bald Bescheid. Wenn Sie beide mitfahren, ändere ich meinen Plan", sagt Dr. Linde.

Sie nickt eifrig.

„Morgen sage ich es Ihnen."

Ihre Augen leuchten: „Auf Wiedersehn."

Selig und atemlos kommt sie in die Garderobe, wo Johanna noch auf sie wartet.

„Hanna, wir können am Sonntag mit Dr. Linde in die Berge fahren."

Johanna steht ruhig auf.

„Du kannst fahren. Ich bleibe zu Hause."

„Ja... warum?" fragt Christine fassungslos.

„Hier, bitte iß ein Brot. Von der Liebe allein kann man nicht leben."

Johanna legt ein Päckchen auf die Bank und will gehen. Aber Christine ist schon neben ihr.

„Warum... warum willst du nicht mitfahren?" Ihre Hände ballen sich, und Tränen schießen ihr in die Augen.

„Wir sprechen heute abend darüber, Christl. Die Mittagspause ist längst vorbei."

Christine sieht ihr nach. Zwei große Tränen rollen über ihr Gesicht. Vor Wut und vor Enttäuschung.

*

Gleich nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus geht Frau Wagner in das Polizeipräsidium und berichtet, was ihr vor fünf Tagen im Warenhaus zugestoßen ist.

„Es ist mir nicht um mich selbst zu tun", schließt sie ihre Aussage, „sondern auch um andere. Ich glaube, es handelt sich hier um einen gefährlichen Burschen, der noch größeren Schaden anrichten kann."

Kriminalkommissar Schmitt, der ihr gegenüber sitzt, rückt erregt auf seinem Stuhl hin und her. Seine gefürchteten stechenden Augen sind jetzt ganz schwarz, als er zornig, mitfühlend, empört, bald auf die kleine blonde Frau, bald auf den Brieföffner in seiner Hand blickt, den er so hält, als wollte er im nächsten Augenblick jemanden erdolchen.

„Wie sah der Kerl aus?" fragt er [illegible].

Frau Wagner sieht nachdenklich an ihm vorbei, so, als ob hinter dem Kommissar der Gesuchte stände.

„Er ist nicht sehr groß, vielleicht 1,72 m, schlank. Das Gesicht würde ich schmal nennen. Sein Ausdruck hatte etwas Gehetztes und zugleich Gewalttätiges. Der ganze Mensch war eine Mischung aus Angst, Brutalität und einer gewissen Schlauheit, wie sie Berufsverbrechern eigen ist."

„Und seine Haare, seine Augenfarbe?" unterbricht sie der Kommissar gespannt.

„Die Haare... mittelblond und leicht gewellt. Er trug sie ganz aus dem Gesicht gekämmt, ohne Scheitel. Die Nase war klein und gerade. Seine Augen braun, mit kleinen Sprenkeln..."

Ein Lächeln geht über das kantige Gesicht des Kommissars.

„Sie beschreiben ihn ja so, als wenn Sie Ihren Sohn beschreiben würden."

Frau Wagner zuckt zusammen. Ihr Gesicht ist einen Moment lang nur Schmerz. Aber sie sagt nichts.

Der Kommissar versucht sofort seinen Fehler gutzumachen:

„Das geschieht nicht selten. Man gibt leicht in die Beschreibung eines anderen Menschen ein Stück von sich selbst."

Frau Wagner nickt zerstreut; aber sie hat irgendwie das Interesse an dem Gespräch verloren.

Desto eifriger ist Kommissar Schmitt bei der Sache.

„Ich kann Ihnen im Augenblick keinen meiner ‚Bekannten' nennen, auf den Ihre Beschreibung genau zutrifft. Aber wir wollen einmal in die Verbrecherkartei hinübergehen. Vielleicht erkennen Sie ihn wieder."

„Das dachte ich", meint Frau Wagner, doch sie sagt es ohne Interesse.

Fast eine Stunde lang sehen sich die beiden Fotografien von Gesuchten und Vorbestraften an. Aber der junge Mann, der sie niedergeschlagen hat, ist nicht darunter.

„Wir werden ihn trotzdem finden", sagt Kommissar Schmitt verbissen. „Sie können sich denken, daß ich einen Überfall auf Sie nicht leicht nehme."

„Auf mich kommt es gar nicht an", entgegnet Frau Wagner freundlich.

„Doch", widerspricht er heftig. „Gewalt gegen Organe der Ordnung darf man nicht durchgehen lassen. Und Gewalt gegen Frau Wagner auch nicht." Und lächelnd fügt er nach einer kleinen Pause hinzu: „Was sollten wir denn mit den Taschendieben machen, die ohne Sie frei herumlaufen würden?"

Frau Wagner sieht ihn an, ein wenig ungläubig, ein wenig skeptisch.

„Ach, Herr Schmitt, manchmal frage ich mich, ob das alles so wichtig ist, was ich tue. Sehen Sie, wenn mein Mann nicht in den letzten Kriegstagen umgekommen wäre und wenn mein Sohn..." sie stockt „... wenn ich irgendeine Nachricht von ihm hätte, dann sähe doch mein Leben ganz anders aus."

Der Kommissar wird ernst.

„Haben Sie noch einmal in der Vermißtenzentrale in Hamburg nachgefragt? Gerade in letzter Zeit sind wieder viele Fälle aufgeklärt worden."

Sie macht eine müde Handbewegung.

„Es vergeht kein Monat, in dem ich nicht anfrage. An alle möglichen Leute in Pommern habe ich geschrieben. Aber nichts, nichts."

Sie steht auf und reicht dem Kommissar die Hand. Aber er nimmt behutsam ihren Arm und begleitet sie durch den Korridor zum Ausgang.

„Vielen Dank für Ihre Mühe, Herr Schmitt."

„Aber Frau Wagner, Sie wissen doch, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen. Und nicht nur dienstlich."

„Lassen wir es beim Dienstlichen", entgegnet sie freundlich. „Alles andere ist für mich – vorbei."

Sie nickt ihm noch einmal zu und tritt durch die aufgehaltene Tür auf die Straße.

Ohne es eigentlich zu wollen, schlägt sie den Weg zum Warenhaus ein.

*

Frau Wagner ist so in Gedanken versunken, daß sie ganz erstaunt aufblickt, als sie vor dem Kaufhaus Palm steht.

Unschlüssig geht sie an den Schaufenstern vorbei, denn sie wollte eigentlich nach Hause.

Hin und wieder bleibt sie stehen. Ihr fällt ein, daß sie noch nie die Auslagen angesehen hat.

Vor einem Eingang macht sie wieder halt. Diesmal sind es die wartenden Hunde, die ihr ganzes Entzücken erwecken. Ganz artig sitzen sie nebeneinander, geeint in dem Seelenschmerz um das Frauchen, das sie verlassen hat.





Original PEER-Foto: Beirut



Kokos Streiche

Niedergeschrieben nach dem Diktat eines 4jährigen Gibbon-Jünglings aus den Urwäldern am Flusse Dschan Prajah in Siam. Koko ist der Liebling unseres zoologischen Mitarbeiters Koch-Isenburg.

Der freche Papagei Kiki

Herrchens Freund mußte für einige Zeit verreisen und brachte uns seinen Graupapagei Kiki. Dieser war ein Afrikaner, rauchfarben gefärbt wie ein alter Lumpen, und hatte einen roten Schwanz. Er bildete sich einen Haufen darauf ein, aber ich finde diese Farbenzusammenstellung abscheulich, überhaupt können wir Asiaten die Afrikaner nicht leiden. Kiki schwatzte von früh bis spät vor sich hin und schrie manchmal gellend, besonders dann, wenn ich ihm Nüsse und Kürbiskerne aus seiner Futterschale stiebitzte. Kam ich ihm zu nahe, dann machte er sich ganz dick und biß mir in den Finger.

Nach ein paar Tagen schon wurde er so frech, daß er mich andauernd foppte. Er konnte so getreu die Stimme von Herrchen nachahmen, daß ich immer wieder darauf hereinfiel. Spielte ich ganz hinten im Garten an unserem Weiher, dann hörte ich oft Herrchen rufen: „Koko, Koko, wo bist du?" Ich rannte dann schnell ins Haus, aber Herrchen las oder schrieb ruhig weiter, und so merkte ich, daß es Kiki gewesen war, der mich genarrt hatte. Ich wollte ihm zur Strafe etwas ganz Böses antun und wälzte viele Pläne in meinem Kopf, von dem Herrchen immer behauptet, daß er äußerst schlau ist, wenn es gilt, böse Streiche auszuhecken. Eines Tages saß ich auf dem Tisch, Herrchen trank gerade Kaffee, da lief Kiki herbei und wollte Kuchen haben. Er saß auf dem Fußboden neben Herrchens Stuhl. Blitzschnell ergriff ich den Sahnetopf und goß ihn über Kiki aus. Herrchen sprang auf und schalt. Gerade sah ich noch, wie sich der böse, schwatzhafte Papagei in der Sahne wälzte, da war ich auch schon im Garten und auf den Bäumen. Wenn ich was ausgeheckt habe, kann ich schon einen Zahn zulegen, und der rettet mich immer. Wenn es darauf ankommt, stecke ich sie alle in den Sack, ha, ha, ha!



Von Ludwig Koch-Isenburg ist im Verlag FRANKFURTER BÜCHER das Werk „Im Reich des grünen Buddha – Abenteuer auf Dschungelpfaden" erschienen, das die Leser der FRANKFURTER ILLUSTRIERTEN im Vorabdruck kennengelernt haben. Anlaß zu Koch-Isenburgs Siam-Reise war KOKO.

Schicksal Warenhaus

Das Gesicht des Boxers sieht ganz alt aus vor Trauer. Der Foxel zittert vor Aufregung. Der Dackel schaut unentwegt zum Eingang. Das Pudelchen ist nur Verzweiflung. Der Schnauzer heult einmal laut auf.

Hundeschicksal im Warenhaus.

Frau Wagner möchte sie trösten. Aber da werden sie sich erst recht ihrer Verlassenheit bewußt. Und wie auf Kommando fangen sie an zu bellen und zu winseln.

Nur wenige Schritte kann Frau Wagner in der Verkaufshalle unbemerkt bleiben. Dann wird sie von allen Seiten begrüßt.

Da läuft jemand aufgeregt an ihr vorbei. Sie sieht sich um. Johanna.

„Wohin denn so schnell?" ruft sie ihr nach.

Johanna bleibt stehen.

„Frau Wagner..." In ihrer Stimme liegen Freude und Verzweiflung. „Bitte... die Frau dort... die... schnell."

Sie zeigt auf eine große, stattliche Dame, die gerade das Warenhaus verlassen will.

Frau Wagner versteht.

Sie läuft wie ein Wiesel durch die Käufer hindurch und stellt die Frau, als sie gerade die Straße betritt.

„Bitte, öffnen Sie Ihre Einkaufstasche", sagt sie höflich, aber sehr bestimmt.

Die Frau, die sie fast um Kopfeslänge überragt, sieht sie erbost an.

„Was fällt Ihnen ein?"

„Ich bin Detektivin in diesem Kaufhaus und habe das Recht, Handtaschen zu überprüfen. Ich muß Sie bitten, sich meiner Anordnung zu fügen."

„Unverschämtheit!" faucht die Angesprochene. „Ich werde mich über Sie beschweren. Bei höchster Stelle."

„Das können Sie später tun. Zuerst muß ich Sie jedoch ersuchen, mir Ihre Tasche zu zeigen."

„Ich denke nicht daran."

Sie dreht sich um und will weitergehen. Aber da packt die kleine Frau Wagner sie am Arm.

„Sie kommen mit mir. Und zwar sofort. Wenn Sie nicht folgen, lasse ich die Funkstreife rufen."

Erst ein, zwei Neugierige, dann immer mehr sammeln sich um die Detektivin und die Frau.

Einer ruft:

„Nun machen Sie schon Ihre Tasche auf". Andere nehmen Partei für die Kundin.

Aber durch die streitenden Menschen ist der Frau plötzlich der Weg zur Flucht versperrt. Sie steht da, immer noch hochmütig, und läßt den großen Nerzkragen ihres Persianermantels lässig über die Schultern fallen, so, als ob sie sagen wollte: Seht her, sieht so eine Diebin aus?!

Doch Frau Wagner läßt sich nicht täuschen.

„Folgen Sie mir", sagt sie noch einmal eindringlich.

Die Frau zögert wieder, blickt sich um. Als der Auflauf um sie immer dichter wird, geht sie schließlich mit.

Schweigend betreten beide das kleine Büro der Detektivin.

„Bitte, öffnen Sie jetzt Ihre Einkaufstasche", sagt Frau Wagner ruhig. „Ihre persönlichen Sachen bleiben selbstverständlich von mir unbeachtet."

Sehr zögernd zieht die Frau jetzt den Reißverschluß ihrer schwarzledernen großen Tasche auf. Allerlei ist hier bunt durcheinander gewürfelt, Tüten, Taschentücher, Papiere. Frau Wagner legt alles sehr ordentlich beiseite. Nur einen kleinen Cremetopf und einen Lippenstift nimmt sie heraus.

„Haben Sie das eben gekauft?"

Die Frau zögert mit der Antwort.

„Nein", erwidert sie schließlich unsicher. „Das ist mein persönlicher Besitz."

Die Detektivin öffnet die Lippenstifthülse und den Cremetopf.

„Sie sind aber noch völlig neu", stellt sie sachlich fest.

„Sie sehen, ich habe mir auch nicht die Lippen gemalt", antwortet die Kundin schnippisch.

„Waren Sie auch eben nicht am Kosmetiktisch?"

„Ich bin nur vorbeigegangen."

„Gut. Wir werden das sofort feststellen." Frau Wagner nimmt den Telefonhörer und läßt Johanna rufen.

Kurze Zeit später kommt sie ins Zimmer. „Ja, das ist sie", entfährt es ihr.

Die Frau will wütend auf Johanna losgehen, aber Frau Wagner tritt dazwischen.

„Bitte, Fräulein Benson, teilen Sie uns Ihren Verdacht mit."

„Die Dame hat eben einen Lippenstift und eine Cremedose eingesteckt, die sie nicht bezahlt hat."

Von der Klarheit dieser Antwort ist die Frau so verdutzt, daß sie nichts erwidern kann.

„Haben Sie auf die Beschuldigung der Verkäuferin etwas zu sagen?" wendet sich Frau Wagner an die noch völlig Überraschte.

„Ich?" fragt die Frau, als ob noch jemand anderes angesprochen sein könnte. „Ich? Was kann ich auf diese Unverschämtheit sagen? Da erübrigt sich jede Antwort."

„Leider nein", entgegnet Frau Wagner ruhig. „Der Verlust, den diese Verkäuferin festgestellt hat, und die bei Ihnen gefundenen Sachen stimmen so auffallend überein, daß ein Diebstahl mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit gegeben ist. Sie verstehen, wenn ich Sie jetzt um Ihre Personalien bitte."

„Das geht Sie nichts an."

Frau Wagner bleibt vollkommen ruhig.

„Sie erschweren sich die Sache erheblich", sagt sie sehr ernst. „Wenn ich Ihre Personalien jetzt durch die Polizei feststellen lasse, ist eine Gerichtsverhandlung unvermeidlich. Wenn Sie jedoch jetzt Ihre Verfehlung zugeben, so kann die Sache unter Umständen ohne das Gericht bereinigt werden."

„Es gibt nichts zu bereinigen", wiederholt die Frau noch einmal. Ihre hellen Bernsteinaugen funkeln Johanna feindselig an.

„Wie Sie wünschen", meint die Detektivin gelassen und läßt sich mit Herrn Schmitt im Polizeipräsidium verbinden.

„Bitte, schicken Sie mir einen Beamten herüber", sagt sie nur. Aber es genügt. Wenige Minuten später tritt der Polizist ein.

Die Frau begreift nun, daß sie um eine Erklärung nicht herumkommt. Jetzt dreht sie die Sache um.

„Sehen Sie", sagt sie erregt zu dem Polizeibeamten, „wie unglaublich man hier vorgeht! Ich bitte um Ihren Schutz gegen die unverschämte Behandlung und Freiheitsberaubung."

Der Beamte blickt alle Anwesenden durchdringend an.

„Wer sind Sie?" fragt er schließlich.

Jetzt reckt sich die Frau zu voller Größe auf.

„Ich bin Frau Oberregierungsrat von Hochstetten. Und diese beiden Angestellten bezichtigen mich, einen Lippenstift gestohlen zu haben. Sagen Sie selbst, ist das nicht haarsträubend?"

Ihre Stimme ist dramatisch angeschwollen, und ihre Augen blitzen vor Empörung.

Die Worte haben zweifellos Eindruck auf den Polizisten gemacht. Unsicher blickt er wieder eine nach der anderen an.

Jetzt nimmt Frau Wagner das Wort und erklärt dem Beamten den ganzen Hergang.

Der Polizist, seiner Sache keineswegs ganz sicher, schreibt schließlich Namen und Adresse der Verdächtigen auf. Aber man merkt, daß ihm die Angelegenheit sehr peinlich ist.

„Darf ich jetzt endlich gehen?" fragt Frau von Hochstetten spitz.

„Bitte, selbstverständlich. Nur die beiden fraglichen Gegenstände müssen Sie hier lassen", sagt Frau Wagner mit ausgesuchter Höflichkeit. „Sollte sich ein Fehler auf unserer Seite herausstellen, werden sie Ihnen natürlich wieder zugestellt."

Der Polizist nimmt auch das ins Protokoll auf; alle, bis auf Frau Wagner, verlassen das Zimmer.

Kaum ist die Detektivin allein, da ruft sie wieder Kommissar Schmitt an.

„Bitte, können Sie veranlassen, daß eine Haussuchung bei Frau Oberregierungsrat Hochstetten in Harlaching vorgenommen wird? Ich glaube, wir haben es hier mit einer notorischen Kleptomanin zu tun."

Herr Schmitt windet sich.

„Sie wissen, daß ich alles für Sie tue,

voll-elastisch · roll-elastisch

Jetzt ist er da! Der Elefantenschuh T 3 voll-elastisch roll-elastisch

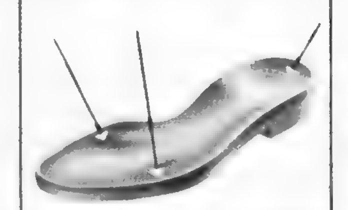
„In diesen Schuhen ist Ihr Kind so glücklich wie noch nie!"

Endlich gibt es den modisch-schönen Elefantenschuh T 3, der zugleich der Fußgesundheit dient wie nie zuvor. Voll-elastisch – roll-elastisch: Unser bester Kinderschuh seit eh und je – Ärzte wissen es! Sorgen Sie von jetzt an doch für Elefantenschuhe T 3 ... sie allein haben diese drei neuartigen Vorzüge:



Neu - endlich die Zuwachs-Paßform!

● Neuartige „Raum-Zugabe" für die Zehen, die sich naturgemäß bei jedem Auftreten nach vorn schieben. ● Kein Anstoßen der Zehen mehr! ● Der Fuß wächst unbehindert in die nächste Größe hinein. Elefantenschuhe T 3 behalten die Form – und passen wirklich!



Neu - die naturgetreue plastische Fußbettung!

● sie garantiert sicheres Stehen und kraftvolles Auftreten, ● elastisches Gehen und unbekümmertes Laufen und Springen ● und die völlige Entspannung des ruhenden Fußes! Die Fußbettung im Elefantenschuh T3 ist der kindlichen Fußsohle naturgetreu nachgeformt.



Neu - voll-elastisch · roll-elastisch

durch ein neuartiges Gelenk-System: ● diagonal-elastische Sohle ● voll-biegsam im Schuhgelenk ● rollt im natürlichen Rhythmus ab! Ihr Kind geht, wie die Natur es vorschreibt: leicht, anmutig, elastisch – ganz sicher und gesichert im voll- und roll-elastischen Elefantenschuh T3.



ELEFANTEN MARKE

Kinderfüße brauchen **ELEFANTEN-Schuhe T3**

voll-elastisch · roll-elastisch

Schicksal Warenhaus

Frau Wagner. Aber das ist eine ganz gefährliche Sache. Wenn wir nichts finden, werden wir die allergrößten Unannehmlichkeiten haben."

Aber Frau Wagner läßt nicht locker.

„Herr Kommissar, es geht hier um mehr! Eine ehrliche Verkäuferin soll entlassen werden, weil an ihrem Stand immer wieder Diebstähle vorkommen. Ich muß das verhindern. Bitte, sprechen Sie mit dem Richter."

„Vertrauen Sie der Verkäuferin nicht zu sehr? Die Folgen eines falschen Verdachts sind in diesem Falle unabsehbar."

„Die Haussuchung muß vorgenommen werden", fordert Frau Wagner in einem Ton, der jeden weiteren Einwand unmöglich macht.

Der Kommissar seufzt hörbar.

„Nur für Sie, Frau Wagner, weil ich Ihnen nichts abschlagen kann! Hoffentlich haben wir es beide nicht zu bereuen..."

*

Der Tag ist für Johanna aufregend genug gewesen.

Christines überraschende Mitteilung über den Skiausflug mit Dr. Linde. Die feine Dame, die eine Diebin – oder die Diebin, die eine feine Dame ist. Wird man ihr glauben?

Aber diese Probleme verblassen hinter der bevorstehenden Auseinandersetzung mit Christine.

Johanna hätte gern die ganze Nacht durchgearbeitet, um ihr zu entgehen. Die erste Entzweiung mit ihrer Schwester. Sie ist nun unvermeidlich – so oder so.

Aber was ist schlimmer: ihr die Wahrheit sagen oder sie verschweigen?

Johanna ist sicher, daß Dr. Linde nur ihretwegen diese Fahrt in die Berge wollte. Doch genügt ihre Überzeugung, um die Schwester in eine abgrundtiefe Enttäuschung zu stürzen?

Mit Schrecken sieht Johanna, daß es schon halb sieben ist. Und sie hat noch immer keinen Entschluß gefaßt.

Die Ausgänge sind bis auf einen schon geschlossen. Die letzten Käufer hasten hinaus.

„Ich muß gehen. Mein Mann holt mich ab", sagt Steffi, die Kollegin am Kosmetik-Tisch.

Johanna nickt zerstreut.

„Geh nur. Ich liefere die Kasse ab."

Sie zählt das Geld. Aber als sie fertig ist, hat sie die Endsumme vergessen. Hastig beginnt sie noch einmal zu zählen. Mit den Registrierbons geht sie ins Abrechnungskontor. Sie ist heute die Letzte.

Während sie ihre Einnahmen abliefert, wird ihr plötzlich bewußt, daß sie ja ohnehin nicht mit Dr. Linde fahren kann. Daß sie nicht gleich daran gedacht hat!

Ihr Gesicht hellt sich unversehens auf.

*

Christine sitzt ganz allein vor ihrem Schrank.

Als Johanna näher kommt, hat sie das Gefühl, daß ihr eine Welle von Haß entgegenschlägt.

„Es tut mir leid, daß du warten mußtest. Die Abrechnung hat wieder so lange gedauert", sagt Johanna, als wäre nichts geschehen.

Christine antwortet nicht.

Schweigend gehen sie hinaus auf die Straße.

„Bist du eifersüchtig?" fragt Christine plötzlich herausfordernd.

„Sei doch vernünftig, Christl. Wir können doch nicht fahren..."

„Ich kann. Und ich werde. Verlaß dich drauf."

„Du weißt ganz genau, daß Mutti dich nicht allein mit Dr. Linde fahren läßt."

„Ich bin kein Kind mehr. Ich verdiene mein eigenes Geld."

„So", sagt Johanna mit Nachdruck. „Jetzt sind wir bei der Frage, die ich mit dir besprechen wollte. Wie willst du eigentlich in die Berge fahren? Weder du noch ich haben eine Skihose, von einer Ausrüstung ganz zu schweigen. Glaubst du, wir können jetzt 500 Mark ausgeben, nur weil du dich in Dr. Linde verliebt hast? Vater braucht seit drei Jahren einen Wintermantel, und Muttis Weihnachtsgeschenk haben wir auch noch nicht gekauft."

Christine bleibt stehen und sieht die Schwester groß an. Dann schießen Tränen in ihre Augen. Leidenschaftlich bricht es aus ihr heraus:

„Ich möchte auch einmal leben. Ich möchte es auch einmal schön haben. Wozu arbeite ich denn, wenn ich mir noch nicht einmal eine Skiausrüstung kaufen darf?"

„Du bist eine ganz häßliche Egoistin", herrscht Johanna sie an. „Wir haben es so schön zu Hause, und du kannst dafür nicht das geringste Opfer bringen?! Hast



„Was? Sie sitzen wegen mißglückten Selbstmordversuch?" „Ja, ich wollte mich im Wald erschießen, traf dabei ausgerechnet einen Rehbock!"

du meine drohende Entlassung vergessen? Was ist, wenn ich nur zwei Monate nicht mehr mitverdiene?"

Jetzt schämt sich Christine doch ein wenig. Kleinlaut versucht sie sich zu rechtfertigen.

„Es ist ja nur wegen Dr. Linde. Ich liebe ihn so. Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich ihn liebe."

„Ich weiß", entgegnet Johanna kurz. „Aber wenn er dich wiederliebt, dann wird er auch hier in München mit dir ausgehen."

„Meinst du?" fragt Christine, schon halb getröstet.

„Warum nicht? Und es kann hier ebenso schön sein."

„Mit ihm ist es überall schön."

*

In der Wohnung erwartet sie eine große Überraschung. Mitten im Zimmer steht der Vater in seinem guten Anzug und breitet die Arme aus.

„Meine lieben Kinder", sagt er strahlend und nimmt die beiden in die Arme. „Ich gebe euch hiermit bekannt, daß mein Anti-Lärm-Gerät seine erste Probe glänzend bestanden hat."

Ein Jubelschrei erfüllt die Werkstatt. Christine hat ihn zuerst ausgestoßen, und Johanna fällt dem Vater um den Hals. Herr Benson steht lachend und weinend zugleich in der Mitte.

„Alles wird nun anders, Kinder. Alles."

„Wann bist du fertig geworden, Paps?" möchte Christine wissen.

„Genau um elf Uhr fünfzehn hat es zum ersten Male richtig funktioniert. Und am Montag bin ich schon bei einer großen Firma, um es vorzuführen."

Wieder tanzen die Mädchen lachend und schreiend um ihn herum.

„Macht nur soviel Lärm, wie ihr wollt", ruft der Vater ihnen übermütig zu. Hinter meinem Gerät könnt ihr so gut wie nichts hören. Es hemmt den Schall und zieht eine unsichtbare Wand, wo immer man will."

Jetzt stürmen beide hinter den Apparat.

„Nicht zugleich", sagt Herr Benson lachend. „Eine muß hierbleiben und Krach machen."

Das läßt sich Christine nicht zweimal sagen. Sie tanzt wie wild durch den Raum und singt:

„Paps hat es geschafft. Wir sind reich, so reich!"

„Nicht zu laut", versucht der Vater sie zu dämpfen. „Die Leute unter uns haben ja noch kein Anti-Lärm-Gerät."

„Wirklich, man hört kaum etwas", stellt Johanna bewundernd fest. „Phantastisch!"

„Jetzt will ich mal hören", sagt Christine und schiebt ihre Schwester beiseite.

„Du meinst: nichts hören", verbessert der Vater. Aber für Christine ist alles gleich.

„Johanna, nun mußt du Krach machen", ermuntert sie die Schwester.

Johanna geht zur Mitte der Werkstatt zurück und steht einen Moment unschlüssig da. Dann ruft sie laut:

„Unser Paps ist ein großer Erfinder und der beste Paps der Welt!"

„Was hast du gesagt?" fragt Christine.

Der Vater läuft auf Johanna zu und nimmt sie in die Arme.

Jetzt hüpft Christine herbei. Ihre Augen glänzen vor Aufregung.

„Vati, wieviel Millionen bekommst du für deine Erfindung?"

„Das kann man nicht genau sagen", entgegnet er lachend.

Da steckt die Mutter den Kopf zur Tür herein.

„Wir haben schon so viele Millionen in der leeren Tasche, daß es auf eine gar nicht mehr ankommt. Habt ihr denn heute gar keinen Hunger? Das Essen steht auf dem Tisch."

„Gleich, Mutti", entgegnet Johanna.

Da wird sie von Christine beinahe umgerissen, die nun völlig aus dem Häuschen ist.

„Jetzt können wir doch in die Berge fahren. Jetzt können wir doch in die Berge!" schreit sie wie besessen. „Und wenn wir wollen, können wir zehn Skiausrüstungen kaufen."

„Meinetwegen hundert", stimmt ihr der Vater bei.

Alle lachen.

Nur Johanna ist ernst geworden.

„Das fehlte noch", murmelt sie. Aber ihre Worte gehen im allgemeinen Jubel unter.

(Fortsetzung folgt)



Es geht mich ja nichts an,
aber an Ihrer Stelle
würde ich mal einen Blick
auf diese Anzeige werfen



Ortsgruppenleiter Krögelmeier (Alexander Golling) glaubt nicht recht zu hören. Dieser vorzeitig pensionierte Geldbriefträger Ludwig Fuchs (Heinz Rühmann) wagt es doch tatsächlich... Nein, das ist zuviel! Fuchs: „Ich trete aus der Partei aus. Ich bin doch verrückt! Und in der Partei darf es doch keine Verrückten geben!"

Der Schulfreund

Erzählt von M. Haller nach dem im Rowohlt-Theaterverlag erschienenen gleichnamigen Schauspiel von J. M. Simmel

Ein Münchner Briefträger schreibt an seinen Schulfreund Hermann Göring...

Auf einem Postamt in München erscheint der alte Ludwig Fuchs. Genüßlich leert er Tintenfässer aus, stempelt Briefmarken und treibt auch sonst allerlei Allotria mit der Einrichtung. ... Begonnen hat diese Geschichte des Ludwig Fuchs schon viele Jahre früher, nämlich 1944: der „kleine" Parteigenosse und Geldbriefträger Ludwig Fuchs schreibt an seinen Schulfreund Hermann im Luftfahrtministerium (der während der Schulzeit immer auf ihn gehört hat), der Krieg sei doch verloren, am besten mache man Schluß. Der Brief wird von einem Adjutanten aufgemacht und der gute Ludwig Fuchs eingelocht. Gerade noch rechtzeitig beschafft der Schulfreund Hermann ein ärztliches Gutachten, das dem guten Fuchs den Paragraphen 51 bescheinigt - natürlich völlig zu Unrecht. Fuchs wird aus dem Gefängnis und von der Post entlassen und pensioniert.

Zu Hause war Stromsperre. 1944 war fast immer Stromsperre. Als Fuchs die Tür aufschloß, saßen Rosi und Frau Wenzel bei einem Hindenburg-Licht in der Küche, und er spürte sofort, daß etwas vorgefallen sein mußte. Die Nachbarin weinte, und seine Tochter streichelte ihr unablässig die Hand.

„Da sind Sie ja!" Die Wenzeln sprang auf und klammerte sich an ihn. „Sie müssen mir helfen, Herr Fuchs", sprudelte sie los. Sie kennen mich, Herr Fuchs. Sie müssen sagen, daß ich mir nie was hab' zu Schulden kommen lassen. In der Frauenschaft bin ich... und hab' immer geholfen, Herr Fuchs... Wenn Sie mal Zucker brauchten... oder Rosi 'ne Zwiebel haben wollte..."

Sie war völlig aufgelöst. Fuchs mußte sich gewaltsam von ihr losmachen, aber sie schluchzte, daß es ihren ganzen Körper schüttelte.

„Was ist denn passiert?" rief er streng.

„Sie hat London gehört", sagte Rosi leise, „und der Ortsgruppenleiter hat gehorcht an ihrer Tür..."

„Der Krögelmeier?"

Frau Wenzel heulte wieder laut auf: „Sie sind der einzige, der mir jetzt noch helfen kann! Sie haben die Macht..."

„Was für eine Macht?"

„Na Ihre Verbindungen! Wenn Sie dem Göring schreiben täten..."

„Was hat denn der damit zu tun?"

„Das wissen doch alle, Herr Fuchs, daß er Ihr Schulfreund ist..." Sie hatte sich ein wenig beruhigt. Und während sie mit einem Schürzenzipfel ihre Tränen trocknete, ließ Fuchs sich alles noch einmal in Ruhe von Rosi erzählen.

„Krögelmeier muß gleich kommen, Vater. Er wollte um acht hier sein, um sie zur Ortsgruppe zu bringen."



Die Frau Wenzel (Carsta Löck) von nebenan hat sich zu Ludwig Fuchs und dessen Tochter Rosi (Loni von Friedel) geflüchtet. Ortsgruppenleiter Krögelmeier ist nämlich dahintergekommen, daß sie die verbotenen Sendungen des Londoner Rundfunks gehört hat, und will sie nun zur Ortsgruppe mitnehmen. Doch Fuchs meistert die Situation: „Sie haben sich in der Wohnung geirrt. Das war mein Radio!" Krögelmeier: „Ich habe nicht Ihren Schulfreund. Aber treiben Sie es nicht zu weit..."



Professor Strohbach (Hans Leibelt) ist wegen seiner Gutachten im Dritten Reich verurteilt worden. Erst einige Zeit nach dem Krieg darf Ludwig Fuchs ihn im Gefängnis sprechen. Strohbach hat ihm den Paragraphen 51 zuerkannt. Strohbach soll nun bestätigen, daß er, der Fuchs, in Wirklichkeit völlig normal ist. Strohbach: „Das wird leider nicht möglich sein, weil ich nicht aussagen werde. Denn wenn ich aussage, muß ich unterschreiben. Aber ich unterschreibe nichts mehr. Nie wieder!"

„... Muß Ihnen hierdurch bestätigen, daß Ihr Universalmittel »REI« bei mir große, große Begeisterung hervorgerufen hat. Ich habe es jetzt versucht, werde es aber nicht mehr missen können und es vor allen Dingen weiterempfehlen. Meine Küchenmöbel waren noch nie so schön wie jetzt; ich habe auch empfindliche Kleidung darinnen gewaschen u. v. mehr. Es ist tatsächlich für alle Zwecke ausgezeichnet. Ich kann jeder Hausfrau raten, es einmal zu erproben, sie wird begeistert sein."

Das schrieb uns Frau Edith W. aus Braunschweig unaufgefordert, aus spontaner Begeisterung für REI. Wir sind gern bereit, jedem Interessenten den Brief von Frau W. zu zeigen.

Das neue REI mit viel mehr Waschkraft wäscht alle feine und farbige Wäsche aus Nylon, PERLON, Dralon, Seide schonend und ohne Farbverlust.

Kostbare Teppiche und wertvolle Polstermöbel reinigt gründlich und schonend das neue REI – mit viel mehr Reinigungskraft.

Im Kinderzimmer ist REI unentbehrlich, weil es farbige Flächen und Spielzeug gründlich und hygienisch reinigt.



Mit dem neuen REI können Sie jetzt auch alle farbechte Buntwäsche kochen, ohne daß die Farben verändert werden.



Der moderne Wohnstil zeichnet sich aus durch leuchtende Farben. REI reinigt alles Farbige ohne Farbverlust.





Der Schulfreund

„Das ist das Ende", heulte Frau Wenzel wieder los. „Das..."

Der Satz erstarb auf ihren Lippen. Es hatte geklopft.

Die drei sahen sich entsetzt an. Frau Wenzel biß in ihre Faust. Ihre Augen blickten weit aufgerissen aus einem schreckensbleichen Gesicht. Fuchs zögerte nur einen Moment. Dann ging er zur Tür.

Krögelmeier trug Parteiuniform. Er riß den Arm hoch und schnarrte: „Heitler!" Sein Gesicht verriet finstere Entschlossenheit.

Als er hinter Fuchs die verheulte Frau Wenzel entdeckte, lachte er bitter auf: „Wie ich's mir dachte! Beim Herrn Fuchs! Aber das hilft Ihnen nichts. Das hilft Ihnen gar nichts!"

Er schob sich an Fuchs vorbei und warf die Tür zu. Wie ein Schrank baute er sich vor Frau Wenzel auf.

Die duckte sich.

„Sie haben London gehört", sagte Krögelmeier feierlich. „Los, kommen Sie mit!" Er wollte sie packen, doch sie floh um den Tisch.

„Augenblick!"

Krögelmeier drehte sich um. Er sah auf den kleinen Fuchs hinunter, der mit starren Augen durch ihn hindurch blickte.

„Was heißt da ‚Augenblick'?"

„Es ist ein Irrtum, Herr Ortsgruppenleiter." Fuchs kostete das „Herr" aus, als wäre es ein Bonbon. Sie haben sich geirrt!"

Krögelmeier lachte brutal. „Hab's doch mit eigenen Ohren gehört!"

„Wann?"

„Was – wann?"

„Na, wann haben Sie's mit eigenen Ohren gehört?"

Krögelmeier zückte sein Notizbuch. „Am 29. um 20 Uhr 5. Und am 30. um 22 Uhr 20". Triumphierend blickte er auf Fuchs.

Fuchs dachte nach. Dann nickte er. „Stimmt."

„Was stimmt?"

„Da habe ich London gehört."

Krögelmeier klappte den Mund auf. Rosi war aufgestanden. Frau Wenzel begriff – sie faltete die Hände.

„Was denn..." Der Ortsgruppenleiter fand langsam die Sprache wieder. „Sie erklären freiwillig, daß Sie London gehört haben?"

„Natürlich", sagte Fuchs seelenruhig. „Sie haben sich nur in der Wohnung geirrt. Ich höre jeden Abend London. Und wenn Sie Samstag horchen kommen, dann können Sie bei mir um Mitternacht auch Moskau hören. Weil ich mich dann nämlich ausschlafe – am Sonntag."

Krögelmeier schnappte nach Luft. „Herr... Herr..."

Doch Fuchs unterbrach ihn: „Ich will nicht, daß Frau Wenzel ins Gefängnis kommt, weil *ich* London höre!"

„Herr Fuchs!" Der Ortsgruppenleiter kapierte plötzlich. „Ich habe nicht Ihre Beziehungen! Aber ich warne Sie! Treiben Sie es nicht zu weit!"

Er verstummte – das Licht war plötzlich angegangen; die Stromsperre war vorüber. Während die anderen noch geblendet die Augen zukniffen, ging Fuchs an sein Radio. Er stellte es ein und bediente den Sucher.

„Sie glauben mir nicht, wie?" sagte er mutig.

Es herrschte atemlose Stille. Nur der Radioapparat brummte... Und dann hörten sie es alle:

Tamtamtam – tam! Das Pausenzeichen des Londoner Rundfunks.

Krögelmeier war unfähig, irgend etwas zu sagen. Er war überwältigt von dieser Ungeheuerlichkeit.

Fuchs sprach als erster. „Bitte sehr, Herr Ortsgruppenleiter", sagte er liebenswürdig. „Und wenn Sie nun auf den Gang gehen wollen und vielleicht beurteilen..." Er brach ab. Er lauschte.

„Hier ist der Londoner Rundfunk",

hatte ein Sprecher begonnen. „Achtung! Achtung!“

Auch die anderen standen wie erstarrt, denn der Sprecher las weiter:

„Der Tag D ist angebrochen. Die Invasion hat begonnen. Mit 20000 Schiffen und 15000 schweren Bombern landeten heute in den frühen Morgenstunden alliierte Truppen an der normannischen Küste. Die Invasion hat begonnen.“

Und während die Stimme weitertönte, während Krögelmeier sich zusehends verfärbte, ging Fuchs ruhig an den Tisch, zog die Lade auf, entnahm ihr sein Parteibuch, nestelte sein Parteiabzeichen vom Jackenaufschlag und hielt seinem Ortsgruppenleiter beides hin.

„Was ich noch sagen wollte“, murmelte er gelassen. „Ich trete aus der Partei aus.“

Krögelmeier starrte ihn an, als hätte Fuchs sich in ein Gespenst verwandelt.

„Wenn Sie es in der Kreisleitung bitte melden wollen, Herr Krögelmeier...“

„Für Sie immer noch Ortsgruppenleiter, Parteigenosse Fuchs!“, schrie er. „Spannen Sie den Bogen nicht zu weit! So ein Jagdschein ist nicht alles!“

„Nein! Aber er hilft!“ Auch Fuchs mußte schreien, denn aus dem Radio dröhnte laut der Londoner Rundfunk.

„Werden Sie nicht noch pampig!“ schnauzte Krögelmeier.

Doch Fuchs hatte alle Trümpfe in der Hand: „Was wollen Sie denn? Ich bin verrückt, das habe ich schriftlich... Oder darf es in der Partei etwa Verrückte geben?“

Krögelmeiers Stimme schnappte über: „Sie können nicht aus der Partei austreten! Das kann kein Mensch! Und jetzt schon gar nicht!“

Fuchs grinste: „Ich schon... Nur Sie nicht!“ Und dabei blickte er den anderen so treuherzig an, daß der tatsächlich nervös nach dem Parteibuch und dem Abzeichen griff und verschwand.

An diesem Abend hatte Ludwig Fuchs zum ersten Male das Gefühl, daß es vielleicht doch seine Vorteile hatte, wenn man den § 51 besaß...

*

Zehn Monate später: amerikanische Truppen besetzten die „Hauptstadt der Bewegung“. Während die ersten Panzer bereits durch München dröhnten, stand Ludwig Fuchs im verwüsteten Postamt 122 – in seinem Postamt! – und versuchte, das Chaos zu ordnen, das die geflohenen Beamten in ihrer Panik zurückgelassen hatten.

Fuchs war erschüttert. Der Geldschrank war aufgerissen, Schränke, Tische und Stühle umgestürzt – und der Boden knöcheltief mit Dreck und Marken, mit Akten, Formularen und Splittern, ja, sogar mit Geld übersät.

„Sauerei so was“, brummte er und bückte sich wieder, um ein paar Markenbogen aufzufischen. „Als ob wir was zum Wegschmeißen hätten!“ Sein Beamtenherz blutete. So etwas hätte er, wäre er noch im Dienst gewesen, nie zugelassen!

Ächzend lehnte er sich an eine Barriere. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Man war ja nicht mehr der Jüngste...

Plötzlich trommelte jemand wie rasend an die Eingangstür.

„Geschlossen!“ brüllte Fuchs.

Die Stimme draußen schnappte über vor Angst: „Aufmachen! Bitte aufmachen!“

„Kein Amtsverkehr heute!“ brüllte Fuchs zurück. Er schüttelte den Kopf: „Nerven haben die Leute...“

Doch der andere gab keine Ruhe. Er schlug mit Händen und Füßen gegen die Tür, bis es Fuchs zuviel wurde. Er schlurfte zum Eingang und beugte sich über ein vergittertes Fenster.

Draußen stand Krögelmeier. Er war in der Uniform des Ortsgruppenleiters und trug dazu einen Stahlhelm und einen Karabiner. Aber sonst war aus dem kleinen Tyrannen ein schlotterndes, erschöpftes Häufchen Angst geworden.

„Um der Liebe Christi willen“, japste er, „lassen Sie mich hinein!“

Fuchs starrte ihn an.

„Bitte, Herr Fuchs, ich tu Ihnen nichts!“

Fuchs lachte grimmig. „Solange Sie draußen sind! Wenn ich Sie reinlasse, stellen Sie mich an die Wand, weil ich mich vor'm Volkssturm gedrückt habe!“

Krögelmeier rüttelte verzweifelt an den Gitterstäben. Er hielt inne und lauschte: Das Rasseln der Panzerketten wurde immer lauter...

„Herr Fuchs!“ schrie er in panischer Angst. „Ich schwöre! Ich tu Ihnen nichts!“

Doch Fuchs schüttelte den Kopf: „Verstecken Sie sich woanders.“

„Es nimmt mich doch keiner in der verfluchten Uniform!“

Fuchs blickte auf. Auch Krögelmeier fuhr herum: An der Ecke war ein schwerer amerikanischer Panzer aufgetaucht.

Der Ortsgruppenleiter fiel in sich zusammen. „Da sind sie“, stöhnte er, „jetzt ist alles aus...“

Fuchs konnte es nicht länger mit ansehen. „Mit Ihnen hat man aber auch nichts als Scherereien“, schimpfte er. Er streckte den Arm durch das Gitter: „Geben Sie das Gewehr her!“

Krögelmeier drückte ihm den Karabiner in die Hand. Vorsichtig nahm Fuchs das Schießeisen in Verwahrung. Dann öffnete er die Tür.

Als Krögelmeier durch den Eingang stürzte, riß Fuchs den Karabiner hoch und befahl: „Da rüber! An die Wand! Wenn Sie ein krummes Ding versuchen, knallt's“!

Der andere nahm überhaupt nicht wahr, wie komisch Fuchs mit dem Schießeisen aussah. Er warf sich erschöpft auf eine Bank und wischte sich den schmutzigen Schweiß aus dem Gesicht.

Fuchs ließ den Karabiner sinken. Plötzlich fiel ihm etwas ein: „Was machen Sie überhaupt hier? Sie wollten doch den Ostbahnhof verteidigen... Bis zum letzten Atemzug.“

„Spotten Sie nicht! Was habe ich denn getan? Geglaubt habe ich, reinen Herzens geglaubt!“

Fuchs fühlte sich angewidert. Geglaubt – das würden nun wohl bald alle sagen, dachte er und sagte: „Ein bißchen weniger glauben und ein bißchen mehr denken... Dann müßten wir uns heute nicht so in die Hose machen!“

Krögelmeier sprang auf: das Wort „Hose“ hatte ihn daran erinnert, daß er ja noch die Uniform anhatte! Flehentlich blickte er abwechselnd auf Fuchs und auf die Spindreihe an der Wand.

„Die Amerikaner hängen mich an der nächsten Laterne auf, wenn sie mich so erwischen!“

Fuchs stellte sich entschlossen vor die Spindreihe, um die Uniformen der Briefträger zu verteidigen. Nur über meine Leiche, dachte er. Dieser Mann war kein Briefträger. Das wäre ja Amtsanmaßung und strafbar!

Doch Krögelmeier war halb irre vor Angst. Das Mahlen der Panzerketten wurde immer lauter, immer dröhnender. Krögelmeier fiel aufs Knie... „Herr Fuchs“, stammelte er, „Herr Fuchs... Seien Sie doch ein Mensch!“

Ein Mensch! Wann war denn Krögelmeier mal einer gewesen? Pfui Teufel! Er verachtete seinen Ortsgruppenleiter. Doch über die Verachtung siegte das Mitleid in ihm, das Mitleid mit diesem Jammerlappen.

„Meinetwegen“, knurrte er, „aber nur gegen Quittung!“ Damit öffnete er ein Spind und warf dem anderen eine Uniform hin.

Hastig wechselte Krögelmeier die Kleider. Die Postuniform war ihm viel zu eng. Doch Fuchs hatte jetzt dafür keinen Blick. Er füllte sorgfältig eine Quittung aus und legte sie vor Krögelmeier hin. Krögelmeier unterschrieb so hastig, daß eine Jackennaht riß. Fuchs bemerkte es voller Ärger.



Der Schulfreund

„Paß gefälligst auf die Uniform auf!" schrie Fuchs wütend.

Krögelmeier fuhr zusammen. „Entschuldigen Sie, Herr Fuchs... Entschuldigen Sie..."

Im nächsten Augenblick schlugen beide der Länge nach hin... Eine nahe Explosion hatte sie umgerissen. Polternd fiel das „Führerbild "von der Wand.

„Soll ich", stotterte Krögelmeier, „soll ich ihn noch aufhängen?"

„Stell ihn an die Wand!!

„Jawohl, Herr Fuchs... Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll!"

„Nicht danken, sondern verschwinden!"

Drohend zeigte Fuchs zur Tür... doch der andere flitzte schon los.

Fuchs schüttelte sich. Ein feiger Kerl, diese Großschnauze! Er schob die Parteiuniform unter einen Schreibtisch und ging dann wieder an sein Pult um aufzuräumen.

Er vergaß dabei Zeit und Situation, und schreckte erst hoch, als er plötzlich hinter sich ein Geräusch hörte. Er fuhr herum: im Eingang stand ein schmales Männchen in viel zu großem Monteuranzug.

Fuchs packte den Karabiner und riß ihn ungeschickt in den Anschlag: „Hände hoch! Was wollen Sie hier?"

Das Männchen schrak zusammen. „Ich komme von der Oberpostdirektion. Ich soll das Amt 122 übernehmen...". Es zückte seinen Ausweis.

Fuchs stellte das Schießeisen weg und suchte seine Brille. „Verzeihung, Herr Vorstand", sagte er verlegen. „Das konnte ich natürlich nicht wissen!"

Das Männchen zuckte beschwichtigend mit den Schultern und reichte Fuchs die Hand. „Wie ich sehe, haben Sie das Amt glänzend verteidigt, Herr..."

„Fuchs. Ludwig Fuchs." Ihm fiel Krögelmeier ein und die Uniform, die er ihm ausgehändigt hatte, und als gewissenhafter Beamter erstattete er über die ausgeliehenen Stücke dem neuen Amtsvorsteher sogleich Bericht.

„Ach", machte das Männchen, „und Sie haben einem Nazi, der gar kein Postangestellter war, eine Briefträgeruniform geliehen?"

„Sag' ich doch!" Fuchs war ja so erleichtert. „Es war mein Ortsgruppenleiter! Eine wahnsinnige Angst hatte ich vor dem, bis sie mich für unzurechnungsfähig erklärt haben..."

Das Männchen wich einen Schritt zurück.

„Sie... Sie, Sie sind unzurechnungsfähig?"

„Jetzt nicht mehr!"

„Aha..."

„Nur noch auf'm Papier. Es ist, weil der Göring mal ein Auge zugedrückt hat."

„Der Göring?"

„Ja, mein Schulfreund."

Das Männchen brachte jetzt die Barriere zwischen sich und Fuchs; doch der fuhr unbeirrt fort:

„Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen später mal erzählen kann. Jetzt möchte ich Sie nur um meine schnelle Wiedereinstellung in den Postdienst bitten..."

„Ach, Sie sind gar nicht im Postdienst?"

„Nicht im Moment. Als ich den Jagdschein bekam, mußte ich ausscheiden. Ach du liebe Güte..." Fuchs schlug die Augen auf. „Was freue ich mich, daß es nun bald wieder losgeht mit dem Geld!"

„Mit dem Geld", wiederholte das Männchen dumpf.

Fuchs war überglücklich. Er lachte. Er lachte wie seit Jahren nicht mehr und sah nicht die Entschlossenheit im Gesicht des Männchens, das soeben als neuer Amtsvorsteher in das Postamt 122 eingezogen war.

*

Armer Fuchs! Die Post machte zwar wieder auf, und die Leute schickten auch wieder Geld – aber Fuchs wurde nicht wieder eingestellt, denn er hatte noch immer den „Jagdschein". Und so ging Monat um Monat ins Land.

Die Post machte nichts ohne die Militärregierung, und die Militärregierung machte nichts ohne ein deutsches Gericht – doch deutsche Gerichte gab es noch nicht.

... und eines Tages nahm sich auch noch Göring in der Haft das Leben.

Rosi wuchs heran, und sie wurde schöner von Tag zu Tag – sie hatte nun auch einen Freund, einen Studenten –, doch Fuchs wurde älter und blasser und hungriger von Tag zu Tag; denn noch immer hatte er den Jagdschein, und auf dem Schwarzen Markt versetzte er die letzten Wertgegenstände, um das Geld für einen Rechtsanwalt zusammenzukratzen.

Eines Tages endlich, fast drei Jahre nach dem Krieg, war es soweit: Anwalt Dr. Dorn übernahm seinen Fall.

Dorn empfand ein tiefes Mitgefühl für diesen kleinen Geldbriefträger. Dorn ließ wirklich nichts unversucht. Die deutschen Gerichte arbeiteten wieder. Doch die deutschen Gerichte verlangten Zeugen.

Dorn versuchte es mit einer neuen Untersuchung. Mit Hängen und Würgen gelang es ihm, einen Arzt dafür zu gewinnen. Doch dieser Arzt wagte nicht, das Urteil einer Kapazität anzuzweifeln: er stützte sich auf das Gutachten von Professor Strohbach.

Strohbach! Dorn konnte den alten Professor ausfindig machen: er saß in Haft bei den Amerikanern. Doch solange das amerikanische Militärgericht ihn nicht abgeurteilt hatte, war er für deutsche Juristen nicht zugänglich...

Dorn ging wieder vor Gericht. Achselzucken, Bedauern: „Bringen Sie uns Zeugen..."

Zeugen! Zeugen!

Hauptmann Sander, einer von Görings Adjutanten? Spurlos verschwunden spurlos wie so viele.

Oberarzt Dr. Lerch? In sowjetischer Gefangenschaft – falls er überhaupt noch lebte.

Strohbach? Wegen Sterilisation von Geisteskranken in amerikanischer Untersuchungshaft – dem Zugriff deutscher Juristen entzogen.

„Und Hermann", dachte Ludwig Fuchs bitter, „Hermann nimmt sich einfach das Leben."

*

Monate später bekam Dorn den Bescheid, daß Professor Strohbach in das Gefängnis Stadelheim überwiesen wurde. und nun für seinen Mandanten zu sprechen sei. Als Fuchs sich auf den Weg in die Corneliusstraße machte, überfielen ihn wehmütige Erinnerungen. Er dachte an Niedermayer. Und an den freundlichen Wärter. Damals hatte er zum erstenmal so richtig vom Paragraphen 51 gehört...

Fuchs stutzte. Auch der Wärter sah überrascht drein; er war zwar viel älter geworden und auch längst nicht mehr so dick, doch den Schnauzbart trug er immer noch.

„Sagen Sie mal", brummte er, „kennen wir uns nicht?"

„Ich war 1944 hier... Politisch."

„Stimmt!" Der Schnauzbart strahlte. „Mit dem Muttermörder!"

„Ja, ja", machte Fuchs, „der Niedermayer... Was ist denn aus dem geworden? Hat er seinen Jagdschein bekommen?"

„Aber woher! Den haben sie schön geköpft!"

Sie standen im Sprechzimmer, das durch feine Drahtmaschen halbiert war, und mußten eine Weile warten. Strohbach wurde erst geholt.

Als er von einem Wärter in den Raum geschoben wurde, erschrak Fuchs. Der Professor trug Sträflingskleidung und war sehr alt geworden. Offenbar waren auch seine Augen sehr schlecht, denn er tastete sich unsicher auf der anderen Seite der Drahtmaschen entlang.

„Endlich, Herr Professor! Eine Ewigkeit hat das gedauert, bis ich die Sprecherlaubnis bekommen habe!"

Strohbachs Gesicht zeigte keine Regung. Er hob nur matt die Hand. „In drei Jahren wird's viel schneller gehen mit der Sprecherlaubnis", sagte er mit zitternder Stimme. „Mir wurden für gute Führung Erleichterungen in Aussicht gestellt."

„Ich bin ja vollkommen außer mir, Herr Professor!" Fuchs konnte sich noch nicht fassen. „Sie sind eingesperrt! Wo gibt es denn sowas!"

Strohbach blickte zu Boden. „Ich wurde von einem ordentlichen Gericht verurteilt."

„Wieviel?" fragte Fuchs leise.

„Zehn Jahre."

„Aber, aber..." Seine Empörung war grenzenlos. „Der Lerch hat doch sterilisiert. Nicht Sie!"

„Stimmt", sagte Strohbach. „Aber ich war sein Vorgesetzter. Und zu jedem einzelnen Fall gab ich meine Unterschrift. Erst meine Unterschrift ermöglichte das Verbrechen. Deshalb mußte ich verurteilt werden."

„Das ist doch verrückt!"

„Das ist gar nicht verrückt, Herr Fuchs. Es geht nur darum, wer unterschreibt. Einer muß immer da sein, damit man ihn später bestrafen kann."

„Herr Professor!" Fuchs drückte sich ungestüm gegen die Maschen. „Wenn Sie jetzt aussagen..."

„Das wird leider nicht möglich sein."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht aussagen werde."

„Aber, Herr Professor!" Fuchs war verzweifelt. „Sie kennen mich doch! Sie wissen doch, wie es wirklich war!"

„Herr Fuchs. Wenn ich aussage, muß ich die Aussage unterschreiben. Aber ich unterschreibe nichts mehr. Nie wieder!"

Damit schlurfte er zur Tür.

Fuchs sackte in sich zusammen. Begütigend legte ihm der Schnauzbart die Hand auf die Schulter.

„Wenn ich richtig verstanden habe", erkundigte er sich neugierig, „hat Ihnen der Strohbach damals den Jagdschein gegeben?"

„Aber doch nur, weil es der Göring befohlen hat! Ich bin nicht verrückt!"

„Natürlich nicht."

Ungläubig sah Fuchs zu ihm auf. „Ehrlich?"

„Natürlich..." Er half Fuchs hoch und trat mit ihm auf den Gang. „Bei den vielen Simulanten hier kriegt man n' guten Blick für sowas."

Ihre Schritte klapperten den Gang hinunter. Sie schwiegen. Erst an der Tür machte Fuchs wieder den Mund auf:

„Wenigstens einer, der mir glaubt! Dann werden Sie auch verstehen, wie furchtbar es für einen normalen Menschen ist, wenn man ihn nicht normal sein läßt..."

Der Schnauzbart schüttelte den Kopf. „Das ist es eben, was ich nicht verstehe!"

„Wie?"

„Daß Sie unbedingt normal sein wollen! Sie sind doch viel geschützter so! Sie können alles sagen. Was Ihnen paßt, was Ihnen nicht paßt. Wen Sie mögen, wen Sie nicht mögen. Wer kann das schon?" Er zuckte mit den Schultern. „Ich nicht!"

Fuchs starrte ihn an und ließ sich willenlos durch die Tür schieben. Als er schon draußen stand, rief ihm der Wärter noch nach:

„Denken Sie doch an die Zukunft, Mensch! Wer weiß, was noch alles kommt!" (Fortsetzung folgt)

Die schwarze

Die Geschichte einer großen Modespionin



Der Meister „schöpft“! Unser Foto zeigt einen der Großen der Pariser Haute Couture, Pierre Cardin, bei der Auswahl einer neuen Stoff-Kollektion. Während seine nervösen Hände das Gewebe abtasten, sieht er schon das Modell vor sich, das er mit diesem Material schaffen will. Äußerste Konzentration mischt sich bei dieser Art von Künstlern mit einem Höchstmaß an — Nervosität. Vor allem dann, wenn etwas „schiefgegangen“ ist. Die in dieser Folge unseres Berichts geschilderte Reaktion des Maître Dalmon auf den Einbruch von Modespionen in sein geheimes Reich ist typisch.

Marc Latour, ehemaliger Detektiv des Pariser Modehauses Piarelli, ist zum Komplicen und intimen Freund der schwarzen Spinne alias Gräfin Kottorsky geworden. Sein erster großer Auftrag verläuft scheinbar reibungslos: unter dem Namen Stan Lorry macht er sich an Caroline Davin heran, das Starmannequin des Modeschöpfers Dalmon. Er spielt mit Erfolg den reichen amerikanischen Millionärssohn und Modefotografen, verspricht Caroline eine Titelbild-Veröffentlichung und gewinnt sie damit auf Anhieb. Nach drei Tagen ist sie bereit, ihm die streng geheimen Skizzen der neuesten Dalmon-Modelle „leihweise“ zu überlassen. Aber durch einen Zufall wird der Diebstahl entdeckt. Eine Geheimkamera fotografiert Caroline, als sie die Skizzen wieder in den Panzerschrank zurücklegt. Während das Mannequin mit „Stan Lorry“ in einem feudalen Lokal Abschied feiert, fahndet bereits die Polizei nach ihr ...

Am Dienstag, 20.10 Uhr, hämmert der Fernschreiber im Polizeipräsidium von Paris. Die Meldung geht an alle Reviere.

„GESUCHT WIRD CAROLINE DAVIN . WOHNHAFT COURBEVOIE, AVENUE MARCEAU 14 . GRÖSSE 1.72 SEHR SCHLANK, HAAR WEISSGEFÄRBT, AUGEN SCHWARZ . AUFFALLEND GUTAUSSEHENDE ERSCHEINUNG . BEKLEIDUNG HELLER PELZMANTEL, ROTES, DURCHGEKNÖPFTES KLEID . BERUF: STARMANNEQUIN BEI DALMON DRINGEND VERDÄCHTIG DER MODESPIONAGE . ÜBERWACHUNG ALLER BAHNHÖFE UND FLUGPLATZ ERFORDERLICH DA

Spinne

Von Gerhard Ritter · Nach Aufzeichnungen von Sadlin Manrau

MIT FLUCHT GERECHNET WERDEN MUSS . MÖGLICHERWEISE HAT GESUCHTE FILMMATERIAL BEI SICH . SOFORTIGE LEIBESVISITATION VORNEHMEN . MELDUNGEN UNVERZÜGLICH AN CHEFINSPEKTOR BLAIR . DIEBSTAHLSDEZERNAT..."

Gleichzeitig wird die Fahndung an sämtliche Funkstreifenwagen von Paris durchgegeben.

Das Netz ist ausgeworfen. Hunderte von wachsamen Augen durchbohren die Nacht. Und vor einer auf höchste Alarmstufe gestellten Polizei gibt es kaum ein Entrinnen...

„Das falsche Biest!"

21.20 Uhr.

Chefinspektor Gérard Blair sitzt hinter seinem gewaltigen stählernen Schreibtisch und trommelt mit dem Kugelschreiber nervös auf die Platte. Das Dienstzimmer des Chefinspektors befindet sich im zweiten Stock des Pariser Polizeipräsidiums.

Seit neun Jahren leitet Blair das Diebstahlsdezernat der Kriminalpolizei. Der Zweiundfünfzigjährige ist mittelgroß und neigt ein wenig zur Korpulenz. In dem runden, blassen Gesicht blitzen zwei energische Augen.

Er nimmt den Hörer von der Gabel und dreht mit dem Kugelschreiber die Wählscheibe. Es meldet sich der Fahndungsdienst.

„Noch immer keine Spur von der Davin?" fragt Blair.

„Nein, Monsieur!"

„Lassen Sie auch das Elternhaus unauffällig bewachen?"

„Selbstverständlich. Oben brennt noch Licht. Die Haustür ist verschlossen."

„Gut. Halten Sie mich auf dem laufenden."

Er legt auf und malt Kringel auf ein Löschblatt.

Der Raum strahlt Wärme und Behaglichkeit aus. Vor den Fenstern stehen Blumen. An den pastellfarbenen Wänden hängen Drucke bekannter französischer Impressionisten.

Fünf Minuten später klopft es an die Tür. Blair wendet den Kopf.

„Ja, bitte?"

Zwei Männer treten ein. Der Couturier Dalmon und Monsieur Matisse, der Chef der Modespionage-Abwehr.

Blair erhebt sich und reicht den beiden die Hand. Der Modeschöpfer holt ein goldenes Etui aus der Tasche, steckt sich hastig eine Zigarette an und macht einen tiefen Zug. Dann läßt er sich in einen Sessel vor dem Schreibtisch fallen und seufzt:

„Der Schaden geht in die Millionen! Dieses falsche Biest! Caroline war mein bestes Mannequin!"

Der Chefinspektor zuckt mit den Schultern.

„Ich wette, daß wieder ein großer Ring dahintersteckt. Man hat die Kleine einfach gekauft. Oder sie wurde erpreßt. Ist ja nichts Neues. Vielleicht hat die schwarze Spinne wieder ihre Hand im Spiel!"

Der Abwehrchef schlägt die Beine übereinander und nickt.

„Die schwarze Spinne bereitet mir



nachts schon Alpträume. Seit Jahren sind wir hinter ihr her. Alles redet von der schwarzen Spinne… aber kein Mensch hat sie bisher gesehen. Kein Mensch weiß, hinter welcher Maske sie sich verbirgt."

Das Licht ist gedämpft. Im Hof heult die Sirene eines Einsatzwagens. Schnelle Schritte nagelbeschlagener Stiefelsohlen. Kommandos. Die nächtliche Geräuschkulisse eines Präsidiums in einer Großstadt.

Der Modeschöpfer streift die Asche ab. Seine Finger zittern. Die Augen liegen in dunklen Höhlen.

„Ich bin ruiniert", sagt er leise, wie zu sich selber. „Alle Skizzen meiner Sommerkollektion! Wenn ich die neuen Modelle vorführe, hängen sie vermutlich schon zu Hunderttausenden in den amerikanischen Warenhäusern." Er wischt sich mit der Hand über die Augen.

Chefinspektor Blair gießt sich ein Glas Selterswasser ein. Dann läßt er seine goldene Taschenuhr aufspringen und wirft einen Blick auf das Zifferblatt.

„Ich lasse zur Vorsicht alle Bahnhöfe und den Flughafen Orly überwachen", meint er. „Ich glaube zwar nicht, daß die Davin Paris verlassen wird. Warum sollte sie? Sie weiß ja noch gar nicht, daß sie hochgegangen ist. Sie ahnt nicht das geringste davon, daß die Geheimkamera im Tresor ihr Gesicht festgehalten hat."

„Aber warum kommt sie dann nicht nach Hause?" wirft der Couturier ein.

Blair nimmt einen Schluck Selterswasser.

„Vielleicht hat sie Angst…" Er zieht die Schultern hoch. „Warten wir noch bis Mitternacht. Ich habe so ein Gefühl, als hätten wir den Vogel bald im Käfig."

Chefinspektor Blair soll recht behalten.

Es gibt kein Wiedersehen

Natürlich hat Caroline nicht den leisesten Verdacht geschöpft. Für sie ist die ganze Angelegenheit längst erledigt. Sie sitzt zusammen mit Marc in der Bar des Hotels „Opera" und nippt an ihrem vierten Cocktail.

Die Kapelle spielt einen Tango.

„Wollen wir tanzen?" fragt Marc.

Sie läßt sich vom Hocker gleiten. „Ich habe ein schlechtes Gewissen – wegen meiner Eltern", sagt sie. „Ich bleibe selten so lange fort. Ich habe ihnen nicht einmal Bescheid gesagt…"

Sie tanzen. Caroline schmiegt sich an ihn. Lehnt den Kopf an seine Brust. Marc sieht unauffällig auf seine Uhr. Das Mädchen interessiert ihn nicht. Seine Gedanken sind bei Madeleine Kottorsky. Sie war es, die Marc gebeten hatte, sich heute noch einmal mit Caroline zu treffen. Er sollte von dem Mannequin erfahren, ob sie unbemerkt die Skizzen in den Safe zurücklegen konnte.

„Sie sind schrecklich nett", flüstert das Mädchen und schließt beim Tanzen die Augen.

„Das sieht nur so aus", entgegnet er. „Im Grunde bin ich ein schlechter Kerl…"

Sie schüttelt den Kopf und lächelt mit leicht geöffneten Lippen.

Ich muß heute abend noch zu Madeleine, überlegt er. Ich habe es ihr versprochen. Ich muß die Kleine jetzt irgendwie nach Hause kriegen…

Als die Kapelle aufhört, setzten sie sich wieder an die Bar. Marc hebt das Glas. „Trinken wir zum Abschied auf den bezaubernden Abend, Caroline", sagt er.

„Ich möchte gern auf unser Wiedersehen trinken. Darf ich?"

Er gibt keine Antwort. Die Gläser klingen aneinander.

Marc läßt die Garderobe kommen und zahlt. Draußen setzt er das Mädchen in ein Taxi. Caroline ist enttäuscht. Sie hat gehofft, daß er sie mit seinem Wagen nach Hause bringen würde.

Sie winken sich ein letztes Mal zu.

Berta sieben meldet: Der Vogel ist gefangen!

23.15 Uhr.

Das Taxi biegt in die Avenue Marceau. Zwei Kriminalbeamte stehen versteckt in der Türnische des Nachbarhauses. Sie sehen das Taxi die Straße heraufkommen. Die Beamten stoßen sich an. Bei den Davins im ersten Stock brennt noch immer Licht. Ihre Körper pressen sich gegen die kalte Mauer.

Das Taxi bremst. Sie ziehen die Köpfe ein. Die Innenbeleuchtung des Wagens wird angeknipst.

„Das ist sie", flüstert einer der Beamten. „Kein Zweifel. Komm! Jetzt schnappen wir sie!"

„Moment noch", sagt der andere. „Laß erst das Taxi abfahren. Wenn sie allein ist und vor der Haustür steht, packen wir zu."

Caroline zahlt. Der Wagenschlag öffnet sich. Zuerst werden die Beine des Mädchens sichtbar. Sie lächelt dem Chauffeur zu, er wünscht ihr gute Nacht.

Der Motor brummt auf, das Taxi fährt weiter.

Langsam geht Caroline auf die Haustür zu. Öffnet ihre Handtasche, sucht den Schlüssel.

Die Kriminalbeamten schleichen sich wie die Katzen an der Wand entlang. Sie vermeiden jede hastige Bewegung, jedes Geräusch.

Wolkenfetzen gleiten über den Himmel. Sie schwimmen an der Mondsichel vorbei wie Geisterschiffe.

Caroline findet den Schlüssel nicht. Sie hält ihre Tasche dicht vor die Augen. Der Lippenstift fällt heraus. Das Mädchen bückt sich, hebt ihn auf.

Sechs, acht Meter sind die Polizisten nun von ihr entfernt. Sie verharren reglos. Der eine hält seine Taschenlampe in der Hand. Den Daumen am Schalter.

Da flammt die Lampe auf. Der Lichtkegel bildet ein Oval auf dem Pflaster. Tastet sich an den Beinen von Caroline hinauf.

„Kriminalpolizei! Sie sind verhaftet!"

Das Mädchen schreckt hoch. Hält sich die Hand vor den Mund. Macht einen Schritt rückwärts. Die zwei Gestalten schälen sich aus der Finsternis und bauen sich neben Caroline auf.

„Das… muß ein Irrtum sein", stammelt sie. „Ich habe doch nichts…"

„Kommen Sie", unterbricht der Beamte. „In der Seitenstraße wartet der Wagen. Wir haben einen Befehl auszuführen. Im Präsidium wird sich alles aufklären."

Sie spürt ein Stechen in der Herzgegend und taumelt zurück. Die Polizisten müssen sie stützen. Ihr Kopf ist wie leergebrannt. Willenlos läßt sie sich abführen.

Die schwarze Limousine steht ohne Licht neben einer Laterne. Am Steuer sitzt ein Mann in Uniform. Unter dem Armaturenbrett versteckt befindet sich ein Telefon.

Um 23.27 Uhr schrillt der Apparat auf dem Schreibtisch von Chefinspektor Blair. Edouard Dalmon springt von seinem Sessel hoch. Er preßt die Faust gegen den Mund und starrt auf das Telefon.

Auch der Chef der Modespionage-Abwehr sieht gespannt auf den Apparat. Blair ist die Ruhe selbst. Er nimmt betont lässig den Hörer an das Ohr.

„Hier Blair. Diebstahlsdezernat."

Es meldet sich die Funkzentrale.

„Moment, Herr Inspektor, ich verbinde mit *Berta sieben!*"

Berta sieben ist ein Einsatzwagen des Fahndungsdienstes. Vermutlich haben sie das Mannequin schon erwischt, denkt Blair.

Da kommt auch schon die Stimme des Kriminalbeamten aus dem Wagen.

„Hier Kommissar Duvier. Caroline Davin wurde von uns vor ihrer Haustür verhaftet. Sie leistete keinen Widerstand. Im Wagen haben wir soeben eine Durchsuchung ihrer Handtasche vorgenommen. Es befindet sich kein Filmmaterial darin. In fünfzehn Minuten sind wir im Präsidium."

„Ausgezeichnet", erwidert Blair. „Bringen Sie das Mädchen sofort zu mir. Ich will sie heute nacht noch ausfragen!"

Der Chefinspektor berichtet Dalmon und Matisse vom Inhalt des Gesprächs. Bevor Caroline in das Dienstzimmer von Blair geführt wird, schickt der Chefinspektor den Modeschöpfer nach Hause. Blair und Matisse wollen die Vernehmung allein durchführen.

„Er ist kein Verbrecher..."

Ihre Augen sind rot und verweint. Sie hält den Kopf gesenkt, und durch ihren Körper läuft ab und zu ein Frösteln. Die Beamten haben sie leicht am Oberarm gefaßt.

Sie gehen den Korridor des Polizeipräsidiums entlang und bleiben vor der Tür des Chefinspektors stehen.

Blair erhebt sich, verbindlich lächelnd. Die Männer vom Fahndungsdienst verlassen den Raum.

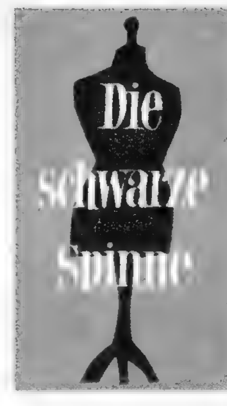
Nur eine Schreibtischlampe brennt. Als Blair Caroline in einen Sessel bittet, fällt der Strahl der Lampe auf ihr Gesicht. Blair hat es beabsichtigt. Er sieht, wie schön das Mädchen ist. Er ist ein guter Menschenkenner. Sofort weiß er, daß sie aus gutem Hause kommt und keinerlei Veranlagung zum Verbrechen hat. Also muß irgend jemand sie angestiftet haben. Er wird das Gefühl nicht los, daß die schwarze Spinne hinter dieser Angelegenheit steht. Die große Unbekannte...

„Machen Sie's sich bequem", sagt Blair und setzt sich hinter seinen Schreibtisch. „Dumme Geschichte, die Sie sich da eingebrockt haben. Aber im ersten Moment sieht alles schlimmer aus, als es in Wirklichkeit ist. Außerdem... man hat Sie zu der Tat angestiftet, nicht wahr, Mademoiselle?"

Caroline zerdrückt ihr Taschentuch in der Faust. Sie kann den Beamten nicht ansehen. Sie schämt sich.

„Möchten Sie eine Zigarette?" fragt Blair. Er schiebt ihr das Etui hin. Sie nimmt sich eine heraus, und der Chefinspektor gibt ihr Feuer.

Matisse sitzt als stummer Zuhörer



hinten auf dem Sofa. Blair hat ihn darum gebeten.

„So", meint der Chefinspektor, „und jetzt werden Sie erst mal Ihre Eltern anrufen. Damit die sich nicht länger Sorgen machen. Bitte – hier ist der Apparat!"

anderen Person einen Gefallen getan, stimmt's? Habe ich mir gedacht. Also, alles halb so schlimm für Sie", lügt er.

Caroline atmet auf und nickt ein paarmal.

Der Chefinspektor fährt fort:

„Glauben Sie mir, Mademoiselle, das erlebe ich in meinem Beruf sehr oft. Jemand tut einem anderen einen Gefallen und weiß gar nicht, daß dieser andere ein Gauner, ein Verbrecher ist."

Carolines Ob rkörper schnellt vor. Sie sieht den Chefinspektor scharf an. Es ist das erste Mal, daß sie ihm in die Augen blickt.

„Er ist kein Verbrecher, Monsieur!"

Gleich habe ich sie soweit – denkt Blair. Viel fehlt nicht mehr. Sie ist genau so schön wie naiv.

„Sie haben ihn... geliebt?" tastet sich Blair weiter vor.

Sofort senkt Caroline die Augen. Ihr



Geisterhaft wirken die hübschen Mannequins mit ihren weißen Tarnumhängen auf der Treppenstiege des Modehauses. Und geisterhaft ist oft auch das raffinierte Spiel zwischen Spionage und Abwehr. So manches ehrgeizige junge Mädchen beschloß seine Laufsteg-Karriere zwischen den unbarmherzigen Mahlsteinen des Geschäftes mit dem Geheimnis. Skrupellos spüren die Spione jede schwache Stelle im Leben der Vorführdamen auf: Ehrgeiz, Liebe, Geldsorgen, private Wünsche und Sehnsüchte. Und dann packen sie zu, bis aus dem Starmannequin eine willige Komplicin geworden ist. Wie leicht man freilich auf diesem Parkett ausrutscht, zeigt der tragische Fall der ehrgeizigen Caroline Davin, den unser heutiger Bericht erzählt.

Sie nimmt den Hörer, wählt.

„Mutti? Hier ist Caroline. Ich... ich... bin bei der Polizei", sagt sie und kann ein Schluchzen nicht unterdrücken. „Ja, man hat mich mitgenommen. Ich war schon unten an der Haustür. Wie lange es dauert? Ich weiß es nicht."

Sie sieht zu Blair hinüber.

Der zuckt mit den Schultern und meint:

„Heute nacht werden Sie bestimmt noch hierbleiben müssen!"

„Der Herr, bei dem ich hier bin, weiß nicht, wie lange es dauern wird... Mach dir keine Sorgen, Mutti. Ich habe ja nichts getan. Es wird sich alles herausstellen..."

Sie gibt Blair den Hörer zurück. Er legt ihn wieder auf die Gabel.

Der Chefinspektor sagt:

„Sie wissen, warum Sie hier sind, Mademoiselle?"

„Ja", haucht Caroline. „Ich glaube schon..."

„Sie haben Skizzen aus dem Safe des Modellhauses Dalmon entwendet."

„Nein, ich hatte sie mir nur ausgeliehen. Für eine Nacht. Ich habe sie ja wieder zurückgelegt. Ich habe nichts gestohlen! Ich könnte nie etwas stehlen!"

Blair lächelt. „Natürlich. Sie wollten nichts stehlen. Sie haben nur einer

Atem geht schneller. Blair weiß, daß er richtig getippt hat: Tatmotiv Liebe!

„Sie kennen ihn schon lange?"

„Ein paar Tage erst."

„Und Sie wollen immer noch nicht glauben, daß er ein... Verbrecher ist?"

Monsieur Blairs sanfte Tour

Sie schüttelt den Kopf, versucht zu lächeln. Sie muß an ihn denken. Sie weiß nicht, daß er in Wirklichkeit gar nicht Stan Lorry heißt, daß er gar kein amerikanischer Millionärssohn ist. Morgen ist sie wieder mit ihm verabredet.

„Wollen Sie mir den Namen des Herrn verraten?"

Wieder schüttelt sie den Kopf.

„Kennen Sie seine Adresse?"

„Natürlich, Monsieur."

„Und seine Telefonnummer?"

„Er hat kein Telefon."

„Ich möchte mit Ihnen ein Tauschgeschäft machen, Mademoiselle", sagt Blair. „Wir suchen die Adresse auf, die Ihnen der Herr angegeben hat. Jetzt. Sofort. Wenn er wirklich dort wohnt, sind Sie im selben Moment frei. Sie können nach Hause gehen. Wohnt er nicht dort, hat er Sie belogen, dann verraten Sie mir seinen Namen. Sie verraten mir damit nicht viel, denn der Name ist falsch, glauben Sie mir. Und Sie geben mir

seine haargenaue Personalbeschreibung. Sie erzählen mir, wann und wo Sie ihn getroffen haben und wie das Entwenden der Skizzen vor sich ging."

„Nein", sagt Caroline. „Ich verrate Ihnen nicht, wo er wohnt. Außerdem hat er alles nur zum Spaß getan. Er ist… kein Modespion, wie Sie vielleicht denken. Er ist…"

Sie beißt sich auf die Lippen.

Blair muß lachen.

„Nun mal 'raus mit der Sprache. Was wollten Sie eben sagen? Was ist er sonst, wenn er kein Modespion ist?"

Sie schüttelt den Kopf.

Blair sagt:

„Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie zurückkommen werden. Hier zu mir ins Präsidium. Sie nehmen jetzt ein Taxi und fahren allein zu der angegebenen Adresse Ihres… Freundes. Stimmt die Adresse, sagen Sie mir Bescheid und können sofort nach Hause. Stimmt sie nicht, geben Sie mir seine Personalbeschreibung und beantworten mir alle Fragen. Einverstanden?"

„Einverstanden, Monsieur!" Caroline Davin klappt die Handtasche auf. Nimmt Spiegel und Lippenstift heraus, zieht die Konturen ihrer Lippen nach. Dann tupft sie mit der Puderquaste über Wangen und Nase und fährt sich mit einem kleinen Kamm über die Fransen auf ihrer Stirn. Sie steht auf. Jede Unsicherheit, jede Angst scheint wie weggeblasen.

„Ich bestelle ein Taxi", sagt Blair und greift zum Telefon.

Er begleitet sie zur Tür.

„Und jetzt noch Ihr Ehrenwort, Mademoiselle!" Sie schmunzeln beide. Sie reicht ihm die Hand.

„Mein Ehrenwort, daß ich nicht auskneife. Und daß ich Ihnen alles sage, wenn die Adresse nicht stimmt. Sie können aber sicher sein, Monsieur, daß die Adresse richtig ist!"

„Noch etwas", sagt er. „Sie müssen den Herrn unter irgendeinem Vorwand wecken. Sie müssen ihn mit eigenen Augen gesehen haben."

„Abgemacht."

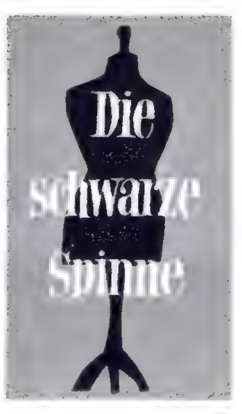
Ihre Absätze klopfen auf den Steinfußboden des Korridors. Das Geräusch wird leiser. Blair schließt schnell die Tür. Der Abwehrchef Matisse sitzt noch immer auf dem Sofa. Während der ganzen Zeit hat er kein Wort gesagt. Blair blinzelt ihm mit dem linken Auge zu, geht zum Telefon und läßt sich mit dem Fahndungsdienst verbinden. „Vor dem Portal des Präsidiums wird gleich ein Taxi halten", sagt er in die Muschel. „Mademoiselle Davin wird einsteigen und eine bestimmte Adresse aufsuchen. Bitte das Taxi unauffällig verfolgen. Wir dürfen keinesfalls ihre Spur verlieren. Wenn die Davin ein Haus betritt, Straße und Hausnummer genau notieren. Eventuelle Hinterausgänge bewachen, damit sie uns nicht entwischt. Ich bitte um ständige Unterrichtung über das Funktelefon!"

Matisse steht auf und geht mit verschränkten Armen durch das Zimmer.

„Sie sind ein raffinierter Bursche, Blair. Sie rechnen damit, daß der Kerl dem Mädchen eine falsche Adresse angegeben hat und daß die Kleine anschließend bei Ihnen auspackt. Stimmt's? Aber warum, verdammt noch mal, schicken Sie dann noch ein paar Beamte hinterher?"

Der Chefinspektor hat die gefalteten Hände auf den Bauch gelegt und läßt die Daumen kreisen. „So junge, unerfahrene Mädchen verlieren oft die Kontrolle über sich", meint er. „Natürlich bekommt sie einen kleinen Nervenschock, wenn sie jetzt feststellt, daß ihr geliebter Edelmann doch ein schräger Vogel ist. Möglich, daß sie dann türmen will. Einfach, weil sie durchdreht, verstehen Sie?"

„Begreife. Sie denken an alles. Na, ich



bin gespannt. Wissen Sie, daß es schon bald ein Uhr ist?"

Blair holt seine Taschenuhr heraus. „Stimmt. Zeit für einen guten Kaffee. Mir fängt die Sache an, Spaß zu machen."

Im leeren Vorzimmer des Chefinspektors steht eine Kaffeemaschine. Die beiden Männer brauen sich einen Mokka, in dem beinahe der Löffel stehenbleibt.

Das Fenster fliegt zu. Das Licht wird gelöscht.

Noch nie in ihrem Leben hat sich Caroline Davin so allein, so verzweifelt gefühlt. Also stimmt es doch, was der Chefinspektor sagte. Ein Gauner, ein Verbrecher. – Ein Modespion.

Er hat mich nur als billiges Werkzeug benutzt, denkt sie. Ich werde ihn nie wiedersehen, denn er kommt morgen nicht zu unserer Verabredung. Darum war er auch so merkwürdig heute abend beim Abschied...

Wie in Trance geht sie zum Taxi zurück, steigt ein und sagt tonlos: „Zurück zum Präsidium!"

Genau fünfundzwanzig Minuten nach ihrem Fortgang steht Caroline wieder im Zimmer des Chefinspektors.

„Setzen Sie sich, Mademoiselle. Ich mache Ihnen rasch einen guten Mokka. Anschließend gibt's einen Kognak. Und dann erzählen Sie mir alles hübsch der Reihe nach..."

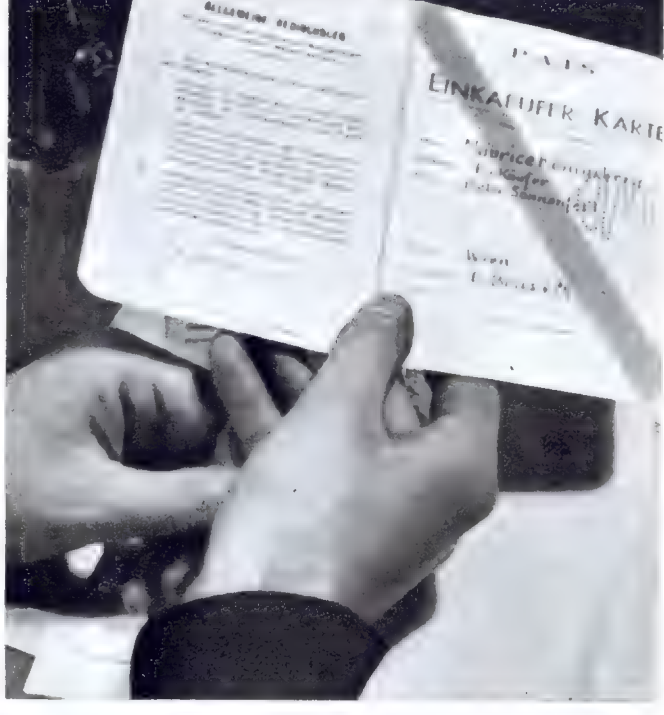
Caroline trinkt den Mokka, trinkt den Kognak und erzählt... Kurz vor vier unterschreibt sie das Protokoll.

Eine Viertelstunde später schiebt eine dicke Wärterin das Mannequin in eine Einzelzelle des Polizeigefängnisses. Zur gleichen Zeit wird die Fahndung nach einem Mann aufgenommen, der sich Stan Lorry nennt und einen großen weißen Sportwagen fährt.

Die Mittagszeitungen bringen in riesiger Aufmachung die Verhaftung des Starmannequins von Dalmon.

Auch die schwarze Spinne und Marc lesen die Zeitung. Es wird beschlossen, daß der Thunderbird sofort in die Garage kommt, weinrot umgespritzt wird und für die nächste Zeit unbenutzt bleibt. Marc läßt sich einen Bart wachsen, färbt sich die Haare pechschwarz und begibt sich auf Reisen. Zusammen mit der Gräfin Kottorsky.

Denn Stewart Roberts, der amerikanische Verbindungsmann des Spionageringes, hat einen neuen dringenden Auftrag für die schwarze Spinne: Emilio Schuberth zeigt in Rom vor einem kleinen exklusiven Kreis die Sommergarderobe, die er für Prinzessin Soraya, Sophia Loren und Fürstin Gracia von Monaco angefertigt hat...



Der Sesam, öffne dich! zu den geheimen Erstaufführungen der Haute Couture ist die Einkäuferkarte, die allein zur Teilnahme an der Schau berechtigt. Es ist bei diesen Ausweisen wie mit allen Dokumenten: man kann sie „offiziell" erschwindeln, man kann sie stehlen oder auch nachdrucken lassen. Jeder, der glaubhaft Kaufabsichten äußert, erhält vom Modehaus eine solche Karte, wenn er dafür bezahlt. So kommen immer wieder gefährliche „Seh-Leute" wie die schwarze Spinne an ihre Beute heran...

„Alles hübsch der Reihe nach..."

Marc hat dem Mädchen nicht nur einen falschen Namen genannt, sondern selbstverständlich auch eine falsche Adresse.

Die Scheinwerfer des Taxis fressen sich durch die nächtlichen Straßen. Caroline merkt nicht, daß ein Wagen der Kriminalpolizei mit abgeblendeten Lichtern hinter ihnen ist. Vor den Mond hat sich eine Wolkenbank geschoben. Sie fahren die Rue St. Lazar hinunter bis zur Place du Havre. Dann biegen sie in die Rue d'Amsterdam ein. Die zweite Querstraße links ist die Rue de Liège. Das Taxi hält vor der Hausnummer sechsunddreißig. Das ist die Adresse, die Caroline von dem angeblichen Millionärssohn und Titelbildfotografen bekommen hat...

Das Haus ist zweistöckig. Ein moderner, heller Bau mit riesigen Balkons. Das Dach ist flach, die Fenster sind sehr groß. Vor dem Namensschild an der Haustür läßt Caroline ihr Feuerzeug aufflammen. Nein, der Name Lorry ist nicht darunter. Vielleicht ist er hier nur zu Besuch? Sie drückt den unteren Klingelknopf.

Es rührt sich nichts. Sie klingelt zum zweitenmal. Im Parterre geht Licht an. Es dauert ein paar Sekunden, dann wird ein Fenster geöffnet. Eine verschlafene Frauenstimme:

„Wer ist da?"

„Ich möchte gern zu Monsieur Lorry. Es ist sehr dringend! Entschuldigen Sie bitte die Störung! Aber er wohnt doch hier?"

„Monsieur Lorry? Nie gehört, den Namen. Muß ein Irrtum sein..."

Caroline spürt, wie ihr das Blut aus dem Kopf weicht. Mit letzter Kraft ruft sie:

„Ich... ich irre mich bestimmt nicht. Er muß hier wohnen!"

Emilio ist entzückt

Rom. Stazione Termini. Der größte Bahnhof der Welt. Gutangezogene Menschen. Freudiges Winken. Lautes Rufen. Vor jedem Wagenfenster des soeben eingelaufenen Expresses drängen sich schreiend die Gepäckträger.

Zehn Minuten nach acht. Die Sonne sticht vom Himmel. Die Luft riecht nach Sommer, nach Süden, sie ist weich wie ein flauschiger Pelz.

Die schwarze Spinne und Marc Latour haben die Nacht im Schlafwagen verbracht und anschließend im Speisewagen

ein kräftiges Frühstück zu sich genommen. Jetzt gehen sie hinter dem Gepäckträger her, der ihre Koffer auf seine Karre gelegt hat.

„Hier in Rom möchte ich leben", sagt Madeleine Kottorsky. „Ich finde, Rom ist die schönste Stadt der Welt. Natürlich ist Paris auch schön, und Wien... aber in Rom scheint fast immer die Sonne; ich bin ein Mensch, der viel Sonne braucht...

„Und warum ziehst du nicht hierher?" fragt Marc.

Sie stöhnt und sieht ihn an.

„Man kann leider nicht immer das tun, was man gern möchte. Das weißt du genauso gut wie ich."

Sie nehmen ein Taxi und lassen sich ins Hotel „Columbus" bringen, in der Via della Conciliazione, in unmittelbarer Nähe des Petersdomes. Das Hotel ist mit kostbaren alten Möbeln ausgestattet. Vom Fenster aus sieht man auf den Petersplatz, den Bernini gebaut hat.

Am Spätnachmittag desselben Tages ist die schwarze Spinne im Modellhaus von Emilio Schuberth. Sie zeigt ihre Visitenkarte und erklärt der Vorzimmerdame, daß sie den Meister persönlich sprechen müsse. Sie, die Gräfin Kottorsky, sei von König Gustav von Schweden eingeladen worden.

„Ich soll im Sommer ein paar Wochen in seinem Haus verbringen. Natürlich muß ich an allen Empfängen und Festlichkeiten teilnehmen. Dazu brauche ich Garderobe. Kleider, die dem letzten Schrei der neuen Sommermode entsprechen. Und Signore Schuberth soll den Auftrag übernehmen..."

Die Sekretärin trippelt davon. Zehn Minuten später sitzt die Gräfin Kottorsky dem weltberühmten Modeschöpfer gegenüber. Schuberth ist überaus höflich. Er küßt ihr formvollendet die Hand. Die Komplimente fließen wie Öl über seine Zunge. An den Fingern blitzen kostbare Ringe.

Der aus Sachsen stammende König der italienischen Mode ist klein und sehr schlank. Seine Bewegungen haben etwas Komödiantisches. Er untermalt jedes Wort mit den Händen.

Sie sagt:

„Um etwa zwanzig Modelle wird es sich handeln..."

Schuberth schlägt die Stirn in Falten. Seine Augen rollen, und an den Bewegungen seiner Finger sieht man, daß er rechnet.

Endlich sagt er:

„Ihr Auftrag ehrt mich sehr, Contessa. Ich schlage vor, Sie sehen sich morgen abend die Modelle von Prinzessin Soraya, der Fürstin Gracia und Sophia Loren an. Dann haben Sie einen Anhaltspunkt, wie die neue Sommermode aussehen wird. Aber Sie müssen über das Gesehene strengstes Stillschweigen wahren, Contessa. Ich ersuche Sie dringend darum. Die Linie der Sommermodelle ist noch strengstes Geheimnis."

Sie hebt den Kopf.

„Aber Maestro – für wen halten Sie mich? Womöglich werden die Modelle kopiert und sind nachher in jedem Kaufhaus zu haben!"

Wunderwerk der Technik

Er begleitet seine Kundin bis an die Tür. Schuberth gibt ihr eine eigenhändig unterschriebene Karte mit, die der Gräfin Kottorsky die Teilnahme an der exklusiven Modenschau ermöglicht.

Die Modenschau beginnt um 20 Uhr. Marc ist im Hotel geblieben. Die schwarze Spinne trägt ein schneeweißes Kostüm mit einem riesigen weißen Hut. In der Hand hat sie eine ebenfalls weiße Tasche mit goldenen Henkeln. Der Verschluß ist ein großer goldener Knopf. In der Mitte des Knopfes befindet sich ein schwarzer Punkt. Das Objektiv einer Geheimkamera. Ein kleines Wunderwerk der Technik, das die schwarze Spinne für eintausendfünfhundert Dollar in Amerika anfertigen ließ. Von einem Mann, der früher einmal beim FBI gearbeitet hatte und wegen einer Korruptionsaffaire fristlos entlassen worden war...

(Fortsetzung folgt)

OSCAR PETER BRAND

Tagebuch eines Globetrotters



Mit einem alten Regenschirm muß ich mich in Karatschi gegen die sengenden und brennenden Sonnenstrahlen schützen. Obwohl Karatschi eine der heißesten Städte der Welt ist, kann ich dort nicht richtig warm werden. Die Stadt ist, so finde ich es jedenfalls, eine Reißbrettschöpfung.



Barfuß und in Lumpen — ein Lastträger in Karatschi. Das Elend, das man sooft im „Land der Reinen" sieht, brauchte wahrhaftig nicht zu sein. Aber wieder einmal auf meiner Weltreise sehe ich Habgier über das Menschentum gestellt. Auch Pakistan hat seine großen Flüchtlingsprobleme.

Sie können zusammen nicht kommen

Zwei junge, hübsche Mohammedanerinnen fliegen mit mir in den Fernen Osten. Die grazile Sheila fliegt nach West- und die heitere Li nach Ostpakistan. Obwohl sie aus demselben Land stammen, unterhalten sie sich in der englischen Sprache. Li beherrscht nicht das Urdu der Westpakistaner und Sheila nicht das Bengali der Ostpakistaner.

„Land der Reinen"

„Wir liegen nicht nur eintausendsiebenhundert Kilometer voneinander entfernt, sondern sind auch noch durch ein großes Land – Indien – getrennt", sagen sie. „Stellen Sie sich einmal vor, Bayern läge auf Sizilien. Wer von Hamburg oder Hannover nach München wollte, müßte 1 700 Kilometer durch Italien fahren. Ist man nach solch einer langen Reise endlich bei seinen Landsleuten, kann man sich nicht einmal verständigen. Nur wenige Pakistaner beherrschen die englische Sprache oder sprechen gleichzeitig Urdu und Bengali. So zerrissen ist unsere Heimat."

Am 14. August 1947 hob Ali Jinnah für 80 Millionen Mohammedaner den größten islamischen Staat aus der Taufe. Pakistan — wörtlich übersetzt „Das Land der Reinen" – wurde sein Name.

Der Geburtstag war keine ungetrübte Freude. Zehn Millionen Hindus wollten mit den „Reinen" nichts zu tun haben, sie flohen nach Indien. Von dort kamen ihnen acht Millionen Mohammedaner entgegen. An den Grenzstationen dankten sie Allah dafür, endlich „zu Hause" zu sein und machten sich auf, in die Wohnungen und Besitzungen zu ziehen, die die Hindus gerade verlassen hatten. Platz genug mußte ja vorhanden sein, schließlich hatten zwei Millionen mehr Hindus Pakistan verlassen, als nun Mohammedaner einströmten.

Flüchtlinge

Die besitzlosen und völlig ausgehungerten Flüchtlinge erlebten in der neuen Heimat ihre erste bittere Enttäuschung. Ihre Glaubensbrüder hatten sich des Besitztums der geflüchteten Hindus bemächtigt. Man verwies sie auf die Straßen und Felder.

Wieder einmal auf meiner Weltreise sehe ich, daß die Habgier oft über das Menschentum gestellt wird. Feierlich war in dem jüngsten Staat der Erde die Verpflichtung proklamiert worden, nach den Buchstaben und Erkenntnissen des Korans zu leben und zu handeln. Danach durfte es keine Bereicherung auf Kosten der Mitmenschen – danach durfte es vor allem dieses große Flüchtlingselend nicht geben.

Karatschi

Obwohl den ganzen Tag die Sonne scheint, kann ich in Karatschi nicht warm werden. Die Hauptstadt der Pakistani ist eine Reißbrettschöpfung. Gewiß – die Architekten haben sehr sauber gearbeitet – Atmosphäre aber vermochten sie dem Zentrum des Landes meiner Meinung nach nicht zu geben. Das ehemalige Fischerdorf hat heute zwar 1,4 Millionen Einwohner, aber ich finde, daß es keinen Charme, keine Farbe und keine Reize hat.

Gleich neben dem führenden Metropol-Hotel im Zentrum der Stadt sehe ich in einem geschmackvollen Schaufenster

Tagebuch eines Globetrotters

deutsche Bücher, Zeitschriften und Zeitungen. Daneben gute Werbeplakate mit den Aufschriften: „Kommen Sie an den Rhein – besuchen Sie München – die black-forests erwarten Sie."

In dem kleinen deutschen Kulturzentrum empfängt mich eine junge Ostfriesin. Groß, schlank und blond ist sie, mit blauen Augen. An den kleinen Tischen sitzen viele junge Pakistaner und Pakistanerinnen. Sie lesen die deutschen Zeitungen und Zeitschriften und wählen unter den mehr als tausend Büchern – darunter zahlreiche teure wissenschaftliche Werke – was sie zu lesen wünschen.

Botschafter Podeyn hat dieses deutsche Kulturzentrum geschaffen. Es dient beiden: den Pakistanern wie der kleinen deutschen Kolonie. Alle versichern mir, es sei eine hervorragende Einrichtung.

Überall Soldaten

Auf den Straßen und Plätzen sehe ich sehr viele Soldaten, in den anderen Städten ist das nicht anders. Viele der Partei-Pakistani hatten der demokratischen Regierungsform eine sehr eigenwillige Auslegung gegeben. „Alles für uns – das Volk hat nichts zu sagen."

„Es war ein Schock", sagte mit Abul Krishnan, „von dem wir uns wahrscheinlich so rasch nicht wieder erholen werden. Bis zum Jahre 1947 gehörten wir zum Subkontinent Britisch-Indien. In der Freiheit und in dem eigenen Staat mit dem so schönen, wenn auch verpflichtenden Namen sollte natürlich alles viel besser werden. Da kamen diese Banausen, steckten sich die Taschen voller Geld und vergewaltigten die Demokratie. Nun haben die Militärs zunächst einmal die Macht übernommen."

37 Millionen Einwohner hat Westpakistan, 43 Millionen Menschen leben in Ostpakistan. Ernst und fleißig sind die Westpakistaner – fröhliche und heitere Menschen hingegen ihre Brüder und Schwestern im Osten, die Musik und Tanz, Dicht- und Malkunst lieben.

Korruption?

Ich kann die Minarette der Landeshauptstadt von Ostbengalen – Dakka mit seinen 410000 Einwohnern – beim besten Willen nicht alle zählen. Einige hundert sind es. Aber ich kann verfolgen, wie sich die ost- und westpakistanischen Politiker und Zeitungen in Englisch, Urdu und Bengali fast täglich beschießen. Der eine wirft dem anderen Korruption, Mißwirtschaft und Machtmißbrauch vor.

„Wir", sagen die Bewohner von Ostpakistan, „haben Wasser und Fische, Reis und Gemüse und Tee im Überfluß. In der Produktion von Jute stehen wir an erster Stelle in der Welt – zwei Drittel der Weltproduktion kommen aus unserem Land. Das sind jährlich 40000 Tonnen, von denen 15000 Tonnen exportiert werden. Wir sind es, die die meisten Steuern aufbringen, die aber bei allen Aufbauprogrammen vernachlässigt werden."

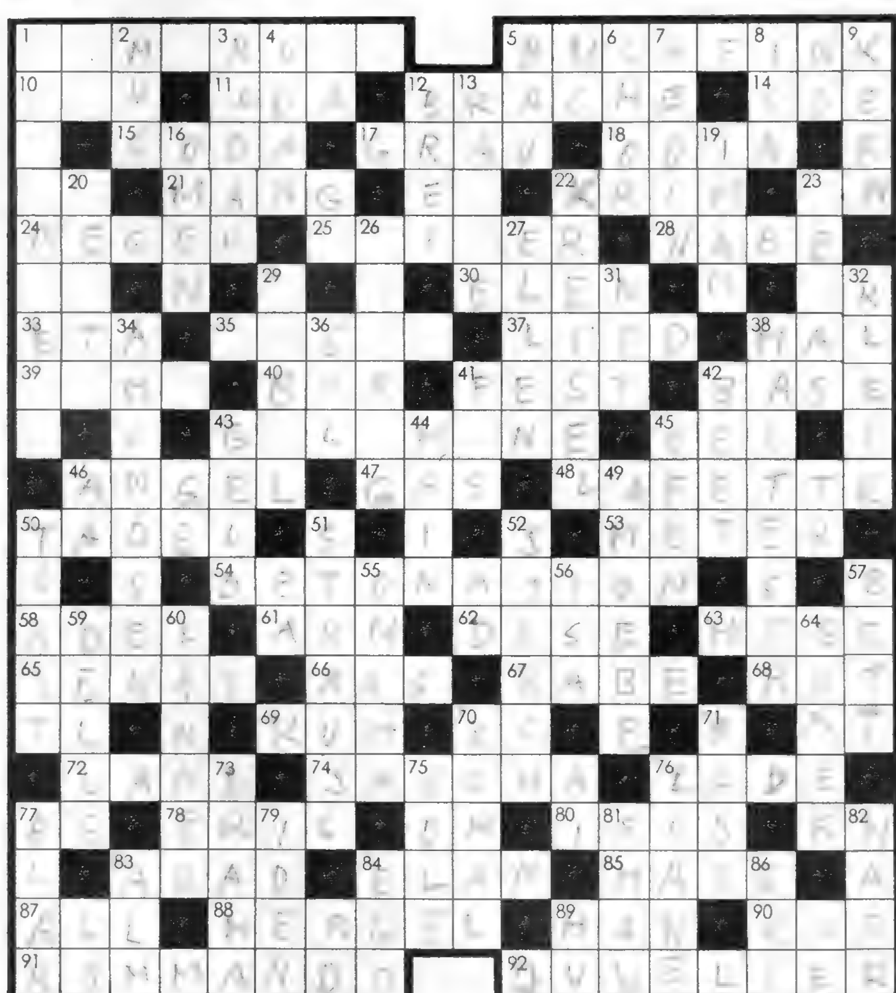
Sie können zusammen nicht kommen. Die West- und Ostpakistaner können nie zusammen in einem Landstrich wohnen. Ich habe den Eindruck, daß es keine Meisterleistung gewesen ist, in der Mitte des 20. Jahrhunderts diesen Staat zu schaffen. „Diplomaten sind ja im allgemeinen keine bedeutenden Menschen", schreibt Golo Mann. Hier, auf Pakistan bezogen, muß ich ihm einmal mehr recht geben.

Im nächsten Heft:

Indien – das Zünglein an der Waage



FORUM für NACHDENKER



Waagerecht: 1. alte Pfeilwaffe, 5. Singvogel, 10. Temperaturbezeichnung, 11. Papageienart, 12. Feld ohne Nutzflanzen, 14. feierliches Lied, 15. Reinigungsmittel, 17. Farbe, 18. nord. Gott, 21. dt. Schriftsteller, 22. Halbinsel im Schwarzen Meer, 24. Schwarzer, 25. ausgewachsener Wildeber, 28. Teil des Rades, 30. Hirschart, 33. griech. Buchstabe, 35. hebelartiges Glied, 37. sangbares Gedicht, 38. Zeichen, 39. ind. Held, 40. chem. Grundstoff, 41. feierl. Veranstaltung, 42. Verwandte, 43. Leim, Gallert, 45. Fettart, 46. Fischereigerät, 47. Leuchtmittel, 48. Fahrgestell der Geschütze, 50. Mißbilligung, Verweis, 53. Längenmaß, 54. Entladung, Knall, 58. Gesellschaftsklasse, 61. Körperteil, 62. Deckelbehälter, 63. Mundschenkin der Götter, 65. Rat der Alten, 66. Tierkadaver, 67. Vogel, 68. Farbe, 69. Nutztier, 72. Gebiet, Staat, 74. russ. Koseform von Alexander, 76. Schubfach, 78. griech. Göttin, 80. altägypt. Göttin, 83. Stadt in Rumänien, 84. Schneid, Schwung, 85. feindl. Gesinnung, 87. Kosmos, Schöpfung, 88. kalkhaltiger Tonboden, 89. germ. Meergöttin, 90. Heilverfahren, 91. Befehlswort, -gewalt, 92. Goldschmied.

Senkrecht: 1. impressionist. Wiener Schriftsteller, 2. Fruchtbrei, 3. Funkmeßgerät, 4. Schwermetall, 5. Gebäudeerrichtung, 6. Musikvereinigung, 7. schwed. Forschungsreisender, 8. elektr. geladenes Teilchen, 9. Fruchtinneres, 12. Weichspeise, 13. Sumpfvogel, 16. Vorzeichen, 19. arab. Vorsteher, Vorbeter, 20. höhere Schulklasse, 22. Kinderspielzeug, 23. Bildhauer Berliner Denkmäler † 1911, 26. Gewinn, Ausbeute, 27. Mädchenname, 29. Dichtungsart, 31. engl.: Netz, 32. Viehfutter, 34. norweg. Polarforscher † 1928, 36. röm. Sonnengott, 38. Schoßhundrasse, 41. Musiknote, 42. gärtnerische Anlage, 43. Zahlmittel, 44. Forst, Wald, 45. Wärmespender, 49. Wechseltierchen, Ruhrerreger, 50. Trinkspruch, 51. Blumenarrangement, 52. Stelzvogel, 55. Stadt in Nebraska, 56. mohammed. Name Jesu, 57. Ruhelager, 59. leichte Vertiefung, 60. Walzerkomponist, 64. Faustkampfsportler, 70. Halstuch, 71. tiefe Stimme, 73. Schauspiel; bewegtes Geschehen, 75. Salzwasser, 76. Schlingpflanze, 77. Lampenruß, 79. röm. Kalendertage, 81. geistreicher irischer Dramatiker † 1950, 82. Possenreißer, 83. Bergweide, 84. lat.: ich, 86. Wintersportgerät.

Silbenrätsel

Aus den Silben: – a – al – au – au – ban – ber – burg – cham – dan – den – den es – fal – gall – gen – gnon – go – im – ko – korb – korb – land – le – li – maul – me mun – na – nach – ne – nei – ner – ni – nor – on – on – pi – po – ra – rei – ro – ros – se si – sig – spitz – ster – te – ter – ti – ti – tief – ul – ur – ur – vi – zen – sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort von Vauvenarges ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. Singvogel ....
2. Aschenkrug ....
3. altes Reiseutensil ....
4. italienischer Dichter ....
5. Papstname ....
6. ital. Komponist ....
7. Speisepilz ....
8. Schleichkatze Indiens ....
9. Mantelart ....
10. Oper von D'Albert ....
11. Verbindung, Vereinigung ....
12. Luftkurort im Spessart ....
13. Himmelsrichtung ....
14. Stadt in Ostpreußen ....
15. Beißschutz ....
16. Schmetterling ....
17. Kurort südöstl. v. Genua ....
18. norweg. Inselgruppe ....
19. Speisewürze ....
20. fleißiges Insekt ....
21. Franzosenkaiser ....

Auflösungen der Rätsel aus Heft 14 auf Seite 56

Liebe in der

Erzählung von U. Maria Gunthar

Hier war also die Mittelstation. Alle Leute, die vom Tal her mit dem Lift heraufgegondelt kamen und noch höher hinauf – zum Alphorn – wollten, mußten hier umsteigen. Clemens Alexander aber wollte nicht umsteigen. Er wollte überhaupt nicht gondeln, nein. Er wollte endlich wieder einmal einen zünftigen Aufstieg haben.

Vorerst aber tat er gar nichts. Er setzte sich auf einen Holzkloben nieder, schnaufte und schaute ins Tal hinunter. Er wollte sich selbst mit der Aussicht belohnen. Aber gleich als erstes drängte sich – puppenhaft klein zwar, aber unverkennbar in der Sonne blinkend – das kupferne Dach des Sanatoriums in sein Auge. Da drehte er den Kopf rasch weg und suchte nach einer Zigarette. Er rauchte (was ihm übrigens auch verboten war!) und schaute den Weg entlang, den er soeben heraufgekommen war.

„Es ist schon ein verdammt steiles Stück bis hierher!" knurrte er vor sich hin, „es wundert mich nur, daß Gisela es überhaupt geschafft hat, damals!"

Gisela ...!

Plötzlich wußte er, warum der Ort ihn nicht losließ. Hier, an dieser Stelle war es gewesen: da hatte er gestanden und den Sesseln nachgeschaut, wie sie, einer nach dem anderen, heiter baumelnd in die Tiefe schwebten. In einem von ihnen hatte sie gesessen – Gisela. Bis zu jener Tanne dort hatte er gehofft, daß sie sich noch einmal umschauen, ihm zuwinken würde. Aber dann war ihre Pudelmütze hinter dem Grün der Bäume verschwunden, und erst viel weiter unten, dort, wo die Wipfel noch einmal für ein kleines Stück die Sicht auf die Liftstrecke freigaben, hatte ihr roter Anorak noch einmal aufgeleuchtet.



„Hallo, Gisi!" sagte Clemens endlich, und es hörte sich so an, als müsse er ein Lachen unterdrücken.

Zeichnung Widmann

Das war vor einem Jahr gewesen, und seitdem hatten sie sich nicht mehr gesehen.

Clemens drehte sich um, warf den Stummel mit einer heftigen Bewegung weg und machte sich auf den Weg nach oben. Das heißt: er wollte sich auf den Weg machen. Nach wenigen Schritten aber schon merkte er, daß es nicht ging: sein Herz fing an zu rasen, er konnte den Atem nicht in das gewohnte Gleichmaß zwingen, in seinen Schläfen hämmerte es.

„Herrgott!" stöhnte er und schaute mit brennenden Augen zu dem glänzenden Gipfel empor, „ich muß hinauf – ich muß!"

Dann machte er kehrt und setzte sich in einen Schwebesessel, der ihn nach oben führte.

Obwohl er gemeint hatte, den Pfad vom Vorjahr her genau zu kennen – er war ihn (wutschnaubend!) hinangestiegen – erschreckte es ihn jetzt doch, zu sehen, wie steil er tatsächlich war. Mühselig schlängelte er sich zu seinen Füßen dahin, zwängte sich durch Geröll und Gestein, kroch um eine Schneehalde herum, verlor sich im krüppligen Gehölz und kam weiter oben zwischen Felsblöcken wieder zum Vorschein.

„Und das habe ich Gisela zugemutet!" ging es ihm durch den Kopf. Aber dann dachte er sofort wieder an den Streit, den es damals wegen dieser Tour gegeben hatte, und seine Züge wurden wieder hart. Er versuchte, sich an dem großartigen Panorama ringsumher zu erbauen. Aber seltsam: vor diesen unbehauenen Formen, diesen Zacken und Schründen, die ihn seit je begeistert hatten, stand auf einmal ihr liebliches Bild; und ihre Zartheit hatte vor dieser wilden Kulisse etwas Bezwingendes.

„Hab' ich sie nicht geliebt, gerade um dieser Zartheit willen?" rumorte es in ihm, „wie konnt' ich sie dann solchen Strapazen aussetzen?" Die Gedanken irritierten und quälten ihn zugleich. Mit Gewalt zwang er seine Augen in eine andere Richtung: auf die schnurgerade Kette der schaukelnden Sessel, die ihm entgegenkamen. Selten war einer besetzt: wer wollte jetzt noch, da im Tal die Osterglocken blühten, in die Winterkälte da oben hinauf! Nur von den Arbeitern, die, wie immer nach Saisonschluß, die Liftstrecke überholten, baumelte ihm ab und zu einer entgegen. Sie trugen entweder dunkelgrüne Joppen oder schwarze Pullover. Dann aber kam einer, der hatte einen knallroten Anorak an.

Ein roter Anorak ... ?

Noch bevor Clemens recht begreifen konnte, war er näher herangeschwebt. Dann war es nicht mehr zu verkennen – er sah: schwarze Haare – weiße Pudelmütze – ein zartes, von der Kälte gerötetes Gesicht – weit aufgerissene, erschreckte Augen!

„Gisi!"

„Clem!"

Zwei Namen hallten durch die schneestille Luft.

Im selben Moment flogen zwei Köpfe nach entgegengesetzten Seiten: Clem schaute nach oben, Gisela ins Tal.

Schwebe

„Wie ist sie nur hier heraufgekommen?“ brodelte es in ihm, „ich hab' doch niemanden hinauffahren sehen! – Was macht sie hier? – Mit wem sie wohl unten sein mag? – Auf keinen Fall dreh' ich mich nach ihr um. Ob sie wohl weiß, daß ich...“

Sein Gehirn glich einem Hühnerstall, in den der Marder eingefallen ist. Ordnung in diesen Aufruhr zu bringen, war gar nicht möglich. „Gisela!“ war das einzig Konkrete, an dem seine Gedanken sich festhalten konnten; „Sie ist hier! Ich muß sie wiedersehen! Es war natürlich völlig blödsinnig, gleich wegzugucken. Das lag nur daran, daß ich so erschrocken war!“

Kaum war er oben, sprang er in einen Sitz, der ihn wieder nach unten führte.

„Ich muß ihn wiedersehen!“ dachte Gisela. „Es war natürlich völlig albern, gleich wegzusehen. Man hätte sich doch einen Gruß zurufen können! Wie ich ihn kenne, marschiert er jetzt bis zum Gipfel hinauf. Wenn ich ihn noch einmal sehen will, dann muß ich gleich wieder nach oben fahren. Ich setze mich dann in der Berghütte hinter das Fenster und beobachte ihn, wenn er von seiner Alpspitze zurückkommt!“

Kaum war sie unten, sprang sie auf einen Sessel, der wieder nach oben gondelte.

So schwebten sie erneut aufeinander zu.

Nach genau zwanzig Minuten trafen sie sich an der gleichen Stelle, zwischen den gleichen zapfenschweren Tannenwipfeln über dem gleichen Steilhang.

„Ich möchte aus dem Sessel in diesen Abgrund springen!“ dachte Gisela, die natürlich Clemens' blaue Skibluse schon von weitem hatte kommen sehen.

„Ich möchte an diesen Tannen 'runterrutschen!“ dachte Clemens, als Giselas roter Anorak vor ihm auftauchte.

Aber gnadenlos führten die stillen Sessel sie aufeinander zu. Als sie sich auf zehn Meter genähert hatten, ging durch beide Köpfe derselbe Gedanke: „Jetzt grüß ich wenigstens und sage ‚Hallo!‘“.

Als sie auf gleicher Höhe waren, flog der eine Kopf nach links, der andere nach rechts. Der eine schaute hinauf, der andere ins Tal.

„Warum benehm ich mich nur so kindisch?“ dachte Gisela, als Clemens vorbei war. „Aber wenn ich mich jetzt umdrehe und ihm nachschaue, dann glaubt er wahrhaftig, ich sei extra seinetwegen die Strecke noch einmal heraufgefahren!“

„Was ist nur los mit mir?“ dachte Clemens, als Gisela ihm aus den Augen war, „anstatt zu lachen, zu rufen, das Ganze von der humoristischen Seite zu nehmen, da stell ich mich wie ein Tölpel an! Allerdings hätte ja schließlich auch Sie – jedenfalls denke ich nicht daran, mir jetzt mein Gipfelerlebnis nehmen zu lassen!“

Clemens saß schon wieder in einem Sessel, der ihn zum zweitenmal nach oben brachte, als Gisela, die müde und ziemlich erschöpft war, noch immer unschlüssig an der Bergstation stand. Sie überlegte: „Der wollte mich wiedersehen, das ist klar. Da er jetzt aber weiß, daß ich das weiß, kommt er nicht noch 'mal herauf! Dazu ist er viel zu stur; ich kenne ihn. Also kann ich getrost wieder 'runterfahren!“

Als sie aber wieder in ihrem Sessel saß, kam ihr das Tempo auf einmal unendlich langsam vor. Sie fror erbärmlich, denn schon zweimal war sie zwanzig Minuten lang auf eiskaltem Holz durch die frostige Winterluft geschaukelt. Und natürlich hatte sie wieder viel zu wenig an. Clemens – er hätte ihr gesagt, was man mitnehmen muß, wenn man sich auf Höhenexpeditionen einlassen will. Wo er wohl sein mochte jetzt? – Ob sie ihn überhaupt noch einmal wiedersah? – Und dieser Lift fuhr, als ob er einschlafen wollte!

Eine fürchterliche Unruhe fiel plötzlich über sie.

„Warum kommt sie nicht?“ dachte Clemens, als er an der Stelle mit den dicken Tannenzapfen schon vorbei war. „Ob sie in der Bergstation auf mich wartet? – Aber nein, dazu ist sie viel zu stolz, ich kenne sie! Eher macht sie Unmögliches möglich und läuft zu Fuß hinunter, nur, um mir nicht noch einmal begegnen zu müssen. Herr des Himmels, wenn dieser Lift doch nur schneller fahren möchte! – Wenn ich denke, daß sie vielleicht jetzt, bei einbrechender Dunkelheit, über die steile Schneehalde tappt, den Weg verliert – – –“

Grad, als seine Angst zur unsinnigsten wurde, sah er Giselas roten Anorak ihm entgegenleuchten. Und, wer weiß, vielleicht wären auch diesmal wieder beide Köpfe auseinandergeflogen, wenn der Lift nicht ein Einsehen gehabt hätte: Er blieb einfach stehen.

Da hingen sie also buchstäblich in der Luft, die beiden, mitsamt ihrem Trotz. Eine unangenehme Situation! – Rings bietet sich unendliche Weite, es ist Raum genug, und ausgerechnet hier, an dieser einen Stelle, muß man dicht nebeneinandersitzen, so dicht, daß man sich fast die Hände reichen könnte von einem Sessel zum anderen. Aber natürlich reicht man sich nicht die Hände! Was aber tut man, wenn man zu zweit allein ist zwischen Himmel und Erde, und auch nicht abzusehen ist, wie lange dieser Schwebezustand noch anhalten wird? – Man kann nicht ewig starr in eine Richtung gucken!

„Hallo, Gisi!“ sagte Clemens nach einer Weile, und es hörte sich fast so an, als müsse er ein Lachen unterdrücken.

Gisela löste den Blick von den Tannenwipfeln und sah ihn an.

„Clem!“ sagte sie, „ich wollte doch nur – –“ dann aber stockte sie. Auf einmal kam sie sich ertappt vor. Sie spürte seine prüfenden Augen auf ihrem Gesicht und fühlte sich plötzlich jämmerlich und klein. „Und ausgerechnet in diesem halberfrorenem Zustand muß er mich wiedersehen!“ dachte sie, „schön sehe ich bestimmt nicht aus!“

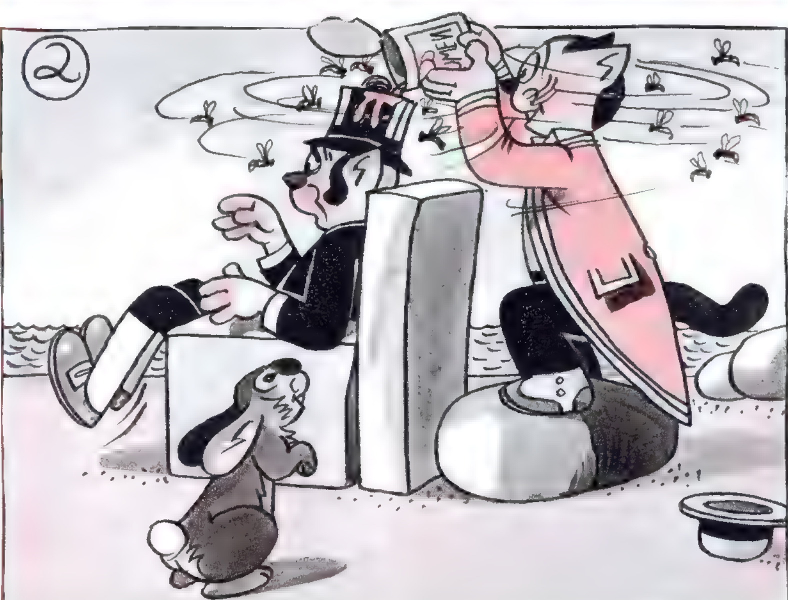
„Es ist schauderhaft kalt hier oben!“ bemerkte Clemens wie zur Bestätigung ihrer trübsinnigen Gedanken. Aber natürlich war das eine reine Verlegenheitsfloskel; erst, nachdem er sie gesagt hatte, merkte er, wie sehr Gisela tatsächlich fror.

Stumm reichte er ihr seine Fausthandschuhe hinüber, die sie mit steifen Fingern nahm und prompt in den Schnee unter ihr fallen ließ (aber ihre Hände hatten sich berührt dabei!). Fassungslos starrte sie den Handschuhen nach; ihr war, als sei ihr mit ihnen nun auch noch das Letzte entglitten, das sie mit Clemens verbinden könnte. Ein verdächtiges Zucken kam um ihren Mund.

„Kleines!“ sagte Clemens, der sie beobachtet hatte, nichts weiter, als dieses eine Wort. Aber in ihm lag alles, was sie

Oskars Seereise







Angepflaumt

Liebe in der Schwebe

so leichtfertig aufgegeben und seitdem so bitterlich vermißt hatte.

Sie hob das Gesicht zu ihm empor. Was sie jetzt hätte sagen mögen, das blieb in der zugeschnürten Kehle stecken. Das aber wiederum – und überhaupt dieser ganze dumme Schwebezustand – ärgerte sie. Sie mußte sich befreien. Und außerdem hatte er „lahme alte Ente!" damals zu ihr gesagt! Zum Unglück sah sie nun auch noch das Lächeln in seinem Gesicht und – deutete es falsch. Wenn ihr jetzt doch etwas recht Hartes, Treffendes einfiele – das könnte ihr aus der Beklemmung helfen! Und plötzlich hatte sie es:

„Wie kommt es denn, daß *Du* im Sessellift hängst?" fragte sie, und dabei zog sie das „*Du*" besonders genußvoll in die Länge.

So, das hatte gesessen! Sie konnte es an seinem Gesicht ablesen. Eine ganze Weile sagte er gar nichts; dann, als sie es vor Unbehagen auf ihrem harten Sitz schon gar nicht mehr aushalten konnte: „Ich bin im Sanatorium unten – hatte eine schwere Diphtherie im Herbst – angesteckt – dann zu früh aufgestanden – Herzknacks zurückbehalten – soll ausheilen hier – ist aber anscheinend noch nicht so weit –!"

Er drehte das Gesicht wieder weg von ihr. Aber sie sah seine Augen, in denen es flackerte.

„Entschuldige!" stammelte Gisela. „Clem, bitte – –"

Jetzt mußte er doch ihre grenzenlose Verlegenheit merken! Oh, wenn er doch etwas sagen wollte! Aber nein, er starrte stumm und regungslos in die Ferne. Nicht einmal bös wurde er. Das war ja nicht auszuhalten!

Sie konnte es nicht mehr hindern, daß sich zwei dicke Tränen aus ihren Augen lösten und langsam die Backen hinunterkullerten. Mit dem Handrücken wischte sie schnell über das G sicht; da gab es eine eisigbeißende Kruste auf der gespannten Haut. Aber das war ja egal jetzt – Hauptsache: er war wieder da. Und weg konnte er auch nicht!

„Wenigstens kann sie nicht weglaufen jetzt!" dachte Clemens fast im selben Moment.

Da ruckte der Lift wieder an.

„Clem!" rief sie erschrocken, „warte oben auf mich! Ich komm wieder 'rauf!"

„Bleib unten!" rief er, „die machen gleich Schluß hier – ich werde – –"

Der aufkommende Wind zerfetzte den Rest der Worte. Aber auch das andere schien Gisela in ihrer Erregung nicht richtig verstanden zu haben. Plötzlich nämlich war es aus mit der Fassung: sie hing, allein und weltverloren, in ihrem Baumelstuhl, schwebte über ein friedvolles Erdreich dahin und weinte – es klang herzzerreißend und laut. „Schluß!" hatte er gesagt, „unten bleiben!". Jetzt erst (nach einem Jahr!) merkte sie, wie schmerzhaft der Abschied von Clemens ihr ins Herz schnitt.

„Ich will nicht so von ihm gehen", dachte sie nach einer Weile, als die Mittelstation in Sicht kam. „Einmal bin ich ihm im Trotz davongelaufen, jetzt will ich ihm wenigstens sagen, daß es mir leid tut!"

So wäre es fast dahin gekommen, daß Gisela, die auf ihrem Sessel einfach sitzen geblieben war, als er um das Förderrad herumlief, abermals in die luftige Höhe entschwebt wäre, wenn der Kontrolleur sich nicht im letzten Moment aus seinem Häuschen gestürzt hätte. „He – hallo! Sie, Fräulein!" schrie er, „wo wollen Sie hin? Es ist Feierabend!"

Es half alles nichts, sie mußte aussteigen.

Und Clemens? – Er war oben. Und sie hatte ihm so Wichtiges zu sagen! Würde er herunterkommen? – (Herzknacks hatte er gesagt – er, der Bravourbursche!). Oder würde er oben in der Hütte übernachten? Und wenn nicht, wenn er sich auf den Weg machte – vom Sanatorium aus gleich auf einen steilen Abstieg – – !

Es mußte etwas geschehen!

Wenig später befand sich Gisela, die noch vor einem Jahr mit Clemens wegen dieser beschwerlichen Steigung einer Mordskrach bekommen hatte, auf genau demselben Weg, der noch genau so steil nach oben führte, wie damals.

Sie lief zwischen dunklen Stämmen hindurch, ließ die Abzweigung zum Mittagstein links liegen, umging die Stelle mit dem fußhohen Schneematsch, stolperte über Gestein, zog sich an Latschenzweigen voran, glitt auf den ersten Eisplacken aus, rappelte sich wieder hoch – hastete weiter.

In der Mitte eines Schneefeldes trafen sie sich: Gisela kam von unten nach oben, Clemens von oben nach unten.

„Gisi, mein Kleines!" sagte er, aber er rang nach Atem, und Gisela war es fast, als müsse er sich auf sie stützen. „Wie bist du nur – –" Er mußte den Satz noch einmal beginnen: „...wie bist du nur hier heraufgekommen?"

„Aber Clem!" sagte sie, und es klang so ruhig, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt: „Ich kannte doch den Weg, ich bin ihn doch heute schon 'mal gegangen!"

„Du –? Hier herauf –? Zu Fuß –?"

„Ja, Clem! Denk nur: die ‚lahme alte Ente' wollte durchaus eine ‚muntere junge Gemse' sein. Da ist sie auf alle Berge gekraxelt, auf denen du damals warst; aber ich glaube, in Wahrheit hat sie nur immer dich gesucht!"

Da zog er sie ganz rasch an sich und hielt sie ganz fest und wollte gerade – – aber da knackte es unter ihnen, die Harschdecke brach ein, und beide waren gefangen im hüfthohen Schnee.

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 14

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Flugzeugfuehrer, 10. Latz, 11. Braun, 12. Note, 13. Ade, 15. Bug, 17. Tat, 18. Hose, 20. Elle, 23. Inlett, 25. Aerger, 27. Alter, 29. Ruege, 30. Gig, 32. Elefant, 34. Lid, 36. Odem, 38. Ebene, 39. Ebbe, 41. Elk, 43. Verlag, 45. Palast, 47.Schau, 49. Poren, 51. Hirn, 52. Amor, 54. Zar, 56. Bariton, 57. Run, 58. Uran, 59. Gamin, 60. Kali, 61. Grummet, 62. Naerrin, — Senkrecht: 1. Flamingo, 2. Laden, 3. Ute, 4. Urbe, 5. Gau, 6. Fuge, 7. Rot, 8. Etage, 9. Retirade, 14. Motte, 16. Fleet, 18. Hel, 19. Stele, 21. Laune, 22. Erg, 24. Lage, 26. Gelb, 28. Rebe, 29. Rank, 31. Idee, 33. Fell, 35. Ibis, 37. Milch, 39. Euler, 40. Sahib, 42. Baron, 43. Verzug, 44. Garage, 45. Pomona, 46. Tannin, 48. Unrat, 49. Patin, 50. Narr, 53. Kuli, 55. Rau, 57. Rar.

Silbenrätsel: 1. Damast, 2. Imme, 3. Eberhard, 4. Hermelin, 5. Amati, 6. Umlauf, 7. Paulus, 8. Tante, 9. Sardine, 10. Akelei, 11. Cheops, 12. Erato, 13. Ingelow, 14. Sakrament, 15. Telegramm, 16. Diarium, 17. Asti, 18. Saffian, 19. Salzschlirf, 20. Monbijou, 21. Armada, 22. Nimbus, 23. Eibsee, 24. Invalide, 25. Nervi, 26. Einhard, 27. Smaragd, 28. Eckermann, 29. Esau, 30. Lazarett, 31. Eichenlaub, 32. Heidelbeere, 33. Alibi, 34. Bibel, 35. Einlage, 36. Demeter, 37. Integraph, 38. Erika, 39. Dievenow, 40. Albatros. **Die Hauptsache ist, dass man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet.**

Auflösung unseres Quiz von Seite 8/9

(Seite 8/9)

Es gehören zusammen: ❶ Komondor ⓭ Elisabeth von Oesterreich; ❷ Dogge ⓰ Bismarck; ❸ Spitz ⓮ Luther; ❹ Pudel ⓬ Schopenhauer; ❺ Dackel ⓯ Prinz Charles; ❻ Foxterrier ❾ Thomas Mann; ❼ Mops ⓫ Herzog von Windsor; ❽ Windspiel ❿ Friedrich der Große.

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf. Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany
Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.70 · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.90 incl. oms · Schweiz sfr. —.60 · USA $ —.25

Ich glaube, ich kann es mit wenigen Worten erklären

warum ich gerade HB rauche. Schon vor Jahren wollte ich mich auf Filter umstellen – aber dabei nichts an Geschmack einbüßen. Ich habe hin und her probiert – und dann war ich eines Tages bei HB. Und bei der bin ich auch heute noch. Sie ist eben einfach eine Filter-Cigarette die schmeckt.

Frohen Herzens genießen –
HB – eine Filter-Cigarette die schmeckt



HB 002

Berthold Daneke: Fachleute gesucht



„Verstehen Sie was vom Motor?"



„Sie müssen doch feststellen können, ob die Marke echt ist!"



„Als Diplom-Ingenieur mußt du doch eine Sardinenbüchse öffnen können!"



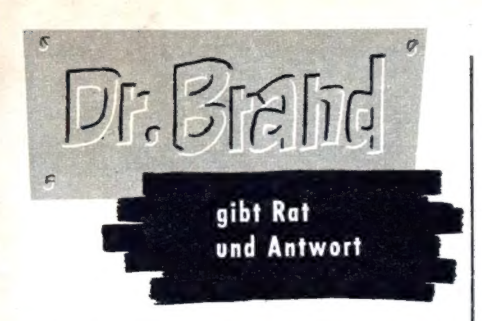
„Ihre Frau läßt fragen, wann Sie hier fertig sind. Sie hatten ihr versprochen, die Gans zu tranchieren."



„Die Balkonkästen müssen auch mal wieder gestrichen werden."



„Nun geh schon Liebling, und hilf Herrn Grünkohl ein bißchen!"



Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Jllustrierten“ zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

„Deklassierte“

Fräulein M. G. (37) schreibt:

Ich glaubte nicht nur, dem Mann meines Lebens, sondern auch einem völlig einwandfreien Ehrenmann, begegnet zu sein, als ich vor etwa einem Jahr einen Herrn kennenlernte. Er stammt aus bester Familie, war Berufssoldat (Offizier) und bekam im letzten Krieg verschiedene hohe Auszeichnungen. Ich habe die Wahrheit dieser seiner Angaben feststellen können. In dieser Beziehung hat mich der Mann — er ist 54 Jahre alt, sieht aber jünger aus — nicht belogen. Ich war der Meinung, ihm volles Vertrauen schenken zu können, und glaubte ihm auch seine „Verbindungen zu den höchsten Kreisen“, von denen er immer sprach. So wurde ich auch nicht mißtrauisch, wenn er mich hin und wieder finanziell beanspruchte.

Eines Tages wurde mir hinterbracht, der Mann sei ein mehrfach vorbestrafter Betrüger, Hochstapler und Heiratsschwindler. Er habe häufig „gesessen“, und es schwebe momentan wieder ein Verfahren gegen ihn. Ich wollte das zunächst nicht wahrhaben, mußte mich dann jedoch von der Wahrheit dieser erschreckenden Tatsachen überzeugen lassen.

Selbstverständlich habe ich jede Verbindung zu ihm sofort abgebrochen. Es war ein schwerer Schlag für mich. Wenn ich mich an Sie wende, so möchte ich nicht etwa die Frage stellen, ob der Mann noch „besserungsfähig“ sei. Für mich ist er erledigt. Ich hätte nun gern eine psychologische Erklärung dafür, wie ein Mann von solcher Herkunft so tief sinken kann . . .

Dr. Brand antwortet:

In der Kriminalpsychologie, die das Verbrechen als seelischen Vorgang zu erfassen versucht, gibt es den Begriff „Verbrechen der Deklassierten“. Es handelt sich dabei um Straftaten von früher unbescholtenen Personen aus sogenannten „besten Kreisen“, die in Krisenzeiten eine erste Straftat begehen und anschließend immer wieder straffällig werden. Sie finden als „Deklassierte“ nicht mehr den Weg in ein geordnetes Leben zurück. Der folgende Parallelfall zu Ihrem Fall beantwortet Ihre Frage erschöpfend:

Ein Mann war von 1910 bis 1921 aktiver Offizier. Zwischen 1921 und 1932 — in einer ausgesprochenen Krisenzeit also — heiratete er zweimal. Es war jedesmal eine reiche Frau, die sich von dem äußerlich eleganten Offizier a. D. bereden ließ, mit ihm die Ehe einzugehen. Die Heiraten ermöglichten ihm eine Zeitlang das gewohnte frühere „standesgemäße“ Leben, bis eben die jeweilige Frau dahinterkam, daß es nur um ihr Geld gegangen war. Ohne geschieden zu sein, machte er sich mit dem Hinweis auf seine Offizierseigenschaft an andere begüterte Frauen heran. Darüber hinaus beging er alle möglichen Straftaten, um zu Geld zu kommen und nach außen hin „etwas zu sein“.

Das Gericht sah in ihm einen Mann, der zunächst „von der Uniform gehalten wurde, nach deren Verlust aber jeden Halt verlor“.

Deklassierten-Tragödie!

Sie können herrliche Italienreisen gewinnen

Große Feinschmecker-Umfrage

Nicht nur in Italien kann man Ravioli essen – jeder kann diese köstliche Spezialität zu Hause genießen. MAGGI Eier-Ravioli zaubern den Süden auf Ihren Tisch. Die feinen, mit würziger Pastete gefüllten Eierteigtaschen in pikanter Tomatensoße sind – nach italienischem Originalrezept bereitet – tafelfertig in der Dose.

Wie servieren Sie Ravioli?

Diese Teilnehmerkarte gibt's bei Ihrem Kaufmann



Sie brauchen nur anzukreuzen, wann und wie Sie MAGGI Eier-Ravioli am liebsten auf den Tisch bringen.–Vielleicht macht es Ihnen Spaß, auch die angefügte Preisfrage zu lösen. Unter den Einsendern der richtigen Antworten wird verlost:

1. Preis: Reise nach Sizilien für 2 Personen mit dreiwöchigem Aufenthalt am Lido von Mondello (Palermo)
2. Preis: 3 Ferienwochen für 2 Personen auf der Insel Capri
3. Preis: 14 Tage-Urlaub in Milano Marittima an der Adria
4. Preis: 8-Tage-Trip zum Lago Maggiore

Außerdem gibt es noch 5000 weitere Preise.

Es gibt so viele Möglichkeiten, MAGGI Eier-Ravioli mit kleinen Zutaten eine persönliche Note zu geben: zum Beispiel mit magerem Rauchspeck und Käse. Auch ein Gemüse oder Salat als Beigabe schmeckt vorzüglich. Das sollten Sie einmal ausprobieren. Machen Sie mit bei unserer großen Feinschmeckerumfrage und beantworten Sie auf vorgedruckter Teilnehmerkarte einige Fragen rund um MAGGI Eier-Ravioli. Es ist auch eine Preisfrage dabei mit der Chance, herrliche Italienreisen zu gewinnen. Näheres erfahren Sie bei Ihrem Kaufmann.



MAGGI EIER-RAVIOLI

köstlich wie in Italien

0-R 112